Die Geheimnisse von Berlin.

Aus den Papieren
eines Berliner Kriminal-Beamten.

Mit Illustrationen in Stahlstich von P. Habelmann.

Fünfter Band.

Berlin, 1844.
Verlag von Meyer und Hofmann.

LX.

Nachrichten vom Juden und dem Fürsten.

Wenn gleich Jobs in der ersten Zeit nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse sich sehr vorsichtig benahm und nur die vertrautesten seiner Spießgesellen bei sich zuließ, so hatte er doch nach kurzer Zeit die alte Sicherheit zurückgewonnen und die ganze frühere Gesellschaft hatte sich allmählig wieder bei ihm eingefunden.

Es lag in der innersten Natur dieser leichtsinnigen Geschöpfe stets nur der nächsten Minute zu leben, unbekümmert um das, was weiter geschehen würde. Augenblicklich schien ihnen die Höhle des buckligen Jobs ein erwünschter Versammlungsort, sie vereinigten sich dort, ohne an die Polizei oder an die jüngsten Vorgänge weiter zu denken. Dieser Zug in dem Gaunerleben ist der mächtigste Verbündete der bürgerlichen Rechtsordnung, welche schwer zum Ziele käme, wenn sie die Bedachtsamkeit, Consequenz und Umsicht, durch welche einzelne Führer sich auszeichnen, in dem großen Haufen der

Verbrecher anträfe. Mehrentheils ist es eine Dummheit, eine Unvorsichtigkeit, eine Nachlässigkeit, in wunderbarem Contraste zu der Schlauheit oder der Verwegenheit der begangenen That stehend, welche die größten Uebelthäter der Gerechtigkeit überliefert.

So war denn auch der alte Diebesverkehr bei Jobs wieder eben so groß geworden wie früher, und die meisten der verfolgten Diebe suchten bei ihm einen sichern Versteck, den sie freilich theuer genug mit dem größten Theil ihres Diebsgewinnes bezahlen mußten.

In einer stürmischen Nacht des beginnenden Aprilmonats finden wir fast dieselbe Gesellschaft, wie im Anfange unserer Erzählung, im hintern Kellerlokale versammelt. Eine bunte, regellose Masse von Dieben und verworfenen Geschöpfen des weiblichen Geschlechts.

Einige lagerten um eine kleine, aufrecht gestellte Tonne, auf deren oberer Fläche eine Bowle mit einem Getränk befindlich war, welches mißbräuchlich Punsch genannt wurde. Hier herrschte Geschrei und wildes Gelächter.

Andere saßen in den Ecken, in ernsthafte, leise Gespräche vertieft, wobei nur die Schlagworte „Masematten," „ausbaldowern" u. s. w. verriethen, daß von den gewöhnlichen Amtsgeschäften die Rede war.

Der blonde August und ein anderer ihm ähnlicher Geselle hatten sich auf einem Strohbund im Hintergrunde um ein Frauenzimmer gelagert, welches ihre zum Theil sehr handgreiflichen Liebkosungen mit wildem Gekreisch entgegennahm.

Ab und zu ging Jobs, die bestellten Eßwaaren bringend, oder zur Ruhe ermahnend, damit die Nachbarschaft nicht rebellisch werde. Seine Ermahnungen wurden gewöhnlich mit Antworten belohnt, welche von dem intimen Verhältnisse zwischen ihm und seinen Gästen genügend Kenntniß gaben.

Eine entsetzliche Atmosphäre herrschte in dem ganzen Raum, aus Tabacksqualm, Lampen- und Oelgeruch und ähnlichen Ingredienzen zu einer undurchdringlichen Dicke zusammengequollen.

Außer andern bekannten Gesichtern bemerken wir auch das Alauge, welcher finster und in sich gekehrt in einer Ecke saß, ohne das vor ihm stehende Getränk anzurühren.

Seine Trübseligkeit erregte nach einer Weile die Aufmerksamkeit der um die sogenannte Punschbowle versammelten Gesellschaft.

„Was Teufel fehlt denn dem Alauge?" sagte die alte Lumpensammlerin zu ihrer Tochter, dem Mädchen, welches, wie wir wissen, ursprünglich die Geliebte des Alauge war; „der sitzt ja da in der Ecke, als wenn er morgen gehenkt werden sollte und läßt den Branntwein stehen, als ob es Wasser wäre. Geh' doch einmal hin und sieh' zu, ob Du ihn nicht herholen kannst."

Es hatte sich in der neueren Zeit eine gewisse Kälte in das Verhältniß zwischen dem Alauge und der Chonte eingeschlichen, die besonders den baaren Gefällen der Letzteren nicht eben zuträglich sein mochte. Sie folgte daher gerne der Aufforderung der Mutter und trat zu dem alten Liebhaber, der mit verschränkten Armen finster auf den Erdboden starrte.

„Hör' mal, Alauge," sagte sie, „was ist denn eigentlich mit Dir los? Du siehst ja aus, als ob Du Sünden bereuen wolltest; dazu hast Du später Zeit, wenn Du alt bist. Komm, trinke ein Glas Punsch mit uns. Die Mutter hat's gesagt."

Alauge richtete den Kopf in die Höhe und starrte die Redende mechanisch an, wie Jemand, der den Klang der Worte wohl vernommen hat, ohne aber in das geistige Verständniß derselben zu dringen. Er schien ganz in seine innere Betrachtung versunken.

Endlich entrang sich ein tiefer Seufzer seiner gepreßten Brust.

„Ach Franziska!“ seufzte er, vernehmlich genug, um von allen Seiten vernommen zu werden.

Kaum war ihm dieser unwillkürliche Ausruf entfahren, als sämmtliche Kellergäste von allen Seiten in ein unauslöschliches Gelächter ausbrachen.

Das Frauenzimmer schrie zuerst, in die Hände klatschend: „Herr Jemine, das Aalauge ist verliebt!“ und der ganze Chor schrie hinterher: „das Aalauge ist verliebt!“

Dieser Lärm weckte den Gauner aus seinen Träumereien. Zornig fuhr er von seinem Sitze auf: „haltet die Mäuler, Ihr Taugenichtse und kümmert Euch um Eure Sachen. Wer noch ein Wort spricht, dem drehe ich das Genick um!“

Allgemeine Stille trat ein, denn das Aalauge war ein verwegener Bursche, sobald er, wie es diesmal schon vorher der Fall gewesen war, getrunken hatte. Wenn er dann gar in Zorn gerieth, kannte er vollends keine Mäßigung mehr.

Nur die Lumpensammlerin wagte es, ihn an der Hand zu ergreifen, indem sie mit einem gutmüthigen Grinsen sprach: „mache keine Streiche, Aalauge, komm zu uns und trinke ein Glas, da werden Dir die Grillen vergehen. Kellerjette, reich' ihm ein Glas.“

„Hast Recht, alter Satan,“ erwiederte das Aalauge, indem er zu der Gesellschaft trat und ein großes Glas hinunter goß; „komm Frauenzimmer, Du kannst heute Franziska sein.“

Er zog das Mädchen bei diesen Worten auf seinen Schooß, und begann es mit wilden Liebkosungen zu überschütten.

„Höre mal, Aalauge,“ sprach der steife Gottlieb, welcher bis jetzt mit dem blonden August über frühere Geschäfte eifrig Abrechnung gehalten hatte, ohne an den Vorgängen Theil zu nehmen, und eben zum Beschluß eine Hand voll Geld in die Tasche steckte,

„höre mal, wie ist denn Dein Masematten im Hotel **de Paris** mit dem Juden und dem Maulspitzer eigentlich abgelaufen. Das ist ja eine verfluchte Geschichte; ich habe Dich immer fragen wollen, erzähle uns das mal.“

„Ei ja,“ stimmte der blonde August mit mehreren Anderen bei, „erzähle uns das doch einmal; aus der Geschichte wird kein Teufel klug. Der Jude soll weg, Maulspitzer soll verschütt gegangen sein und Dich findet man auch nicht mal, um Auskunft zu erhalten.“

Man drang von allen Seiten in das Aalauge, der sich endlich bequemte, den Wünschen zu willfahren.

„Nun ja,“ begann er, „wir hatten einen vortrefflichen Masematten im Hotel **de Paris** ausbaldowert, den der lange Schmuel, der Maulspitzer und ich lukriren wollten. Es war bei einem fremden Fürsten, der dort logirte. In der Nacht machten wir uns auf den Weg; ich sollte nach der Verabredung Schmiere stehen; die andern Beiden wollten den Einbruch versuchen. Diese Vertheilung war mir nicht ganz recht, denn ich traue mir mehr Geschick zu als dem Maulspitzer, aber er bestand darauf und ich mußte nachgeben. Der Erfolg hat gezeigt, daß es besser gewesen wäre, wenn ich es nicht gethan hätte. Vor dem Hotel angelangt, begaben wir uns an den in der Seitenstraße belegenen Thorweg. Unser großer Nachschlüssel zog gut, die Thür öffnete sich und Schmuel und Maulspitzer machten sich an die Ausführung. Ich drückte mich seitwärts in den Thorweg, um die Straße im Auge zu behalten, denn es war mir, als hätte ich am Ende derselben weiß Lederzeug (einen Gensd'arm) blitzen gesehen. Kaum hatte ich hier zehn Minuten zugebracht, als Schmuel wie rasend auf mich zugestürzt kommt und mit dem Ausruf: „Lampen! Lampen!“ (Polizeibeamte) durch

den Thorweg auf die Straße rennt. Ohne mich umzusehen, eile ich ihm nach; aber es gelingt mir erst in der Königsstraße, seiner habhaft zu werden. Auf meine Fragen erhalte ich keine Antwort. Der Jude ist außer sich, er flucht, tobt, schimpft und nur mit größter Mühe bringe ich Folgendes aus ihm heraus. Maulspitzer war auf der Leiter, die sie zur ersten Etage ans Fenster gesetzt hatten, voran gestiegen, Schmuel ihm dicht auf dem Fuße gefolgt. Es gelang dem Ersteren glücklich, ohne alles Geräusch die Fensterscheibe mit einem Pechpflaster einzudrücken und die Riegel von innen zu öffnen. Eben war er in das Zimmer gestiegen und der Andere wollte ihm folgen, als im Innern ein heftiges Geniese gehört ward und zugleich eine lange Gestalt aus der Gegend des Ofens her auf das Fenster zueilte. Der Jude schwört und flucht, es sei Niemand anders als der lange Koftry, dem Polizeirath sein Leibgensd'arm gewesen. Er springt in der Angst die ganze Leiter herunter, kommt unten glücklich auf die Beine zu stehen und läuft davon. Wie Ihr vielleicht wißt, verließ er noch in derselben Nacht mit Weib und Kind Berlin, denn er wollte es sich nicht ausreden lassen, der Polizeirath X. habe ihn fangen wollen und nur durch den Umstand, daß der lange Koftry hat niesen müssen, sei er gerettet worden."

„Hm, der Jude ist doch sein Lebtage ein verdrehter Kerl gewesen," murrte der blonde August, „aber laßt ihn laufen, er fischte uns doch nur immer die besten Masematten weg und war obendrein gegen uns Alle grob und nichtswürdig."

Der Jude war nun freilich diesmal keineswegs so ganz verdreht gewesen, denn seine Ansicht stützte sich darauf, daß Franziska eine Verrätherin sein müsse. Er hatte den gefürchteten Koftry richtig erkannt und konnte die Anwesenheit desselben natürlich nicht als zufällig oder grundlos ansehen. Nachdem er sich aber die

Polizei einmal so scharf auf der Spur wußte, hielt er es für das Beste, ohne Verzug seinen Aufenthaltsort zu ändern. Alles dies hatte er gegen das Aalauge sehr ausführlich ausgesprochen, letzterer jedoch nichts davon erwähnt, weil er die Person der Kunstreiterin nicht bei den Gaunern einbürgern wollte.

„Du hast Recht," erwiederte der steife Gottlieb auf die letzte Bemerkung des blonden August, „und da der Jude nun einmal fort ist, möchten wir am Ende einen neuen Versuch machen, den Masematten zu heben. Was meinst Du, Aalauge, wenn der Blonde da, Du und ich einen Versuch riskirten?"

„Geht nicht, alter Freund," antwortete der Gefragte, „darum habe ich mich schon gekümmert. Der Fürst ist ebenfalls einige Zeit nachher mit Sack und Pack abgereist. Hier müssen wir uns ohne Mahlzeit den Schnabel putzen."

„Na und der Maulspitzer?" erinnerte die Lumpensammlerin.

„Ja so," fuhr das Aalauge fort, „den hätte ich bald vergessen. Das ist das Nichtswürdigste bei der Geschichte, der Maulspitzer ist verschütt gegangen (gefangen worden). Sie haben ihn im Zimmer gepackt und gleich in der Nacht fortgeschleppt, wie mir am andern Morgen der Portier auf meine Erkundigung erzählte. Weiter kann ich nichts angeben."

„Dann ist's alle mit ihm," bemerkte ein anderer Gauner, der sich durch ein sehr phlegmatisches Gesicht auszeichnete, mit großer Ruhe, „er hat den zweiten gewaltsamen vor sich (zweiten Diebstahl) ist treife verschütt gegangen (auf der That ertappt worden) und muß wohl emmes machen (eingestehen)."

„Oho," redete der steife Gottlieb ein, „ich machte noch nicht emmes; ich wüßte schon einen Putz (Ausrede) für ihn."

„Nun, und welchen?"

„Du meinst wohl nein?“

„Das meine ich.“

„So! Ich sagte, ich sei von dem Bewohner der Wohnung gemiethet worden, um ihm seine Sachen heimlich fortzuschaffen, weil er ohne die Miethe zu bezahlen, hätte ausrücken wollen.“

„Steifer Gottlieb, blamire Dich nicht,“ rief der blonde August; „wer soll denn das glauben. Der Freier (der zu Bestehlende) ist ein Fürst und soll bei Nacht und Nebel ausrücken wollen?“

„Ja, ja,“ sagte das Aalauge, „so ist es. Der arme Maulspitzer hat seine fünf und zwanzig Jahre Zuchthaus weg. Ich habe schon daran gedacht, wenn er nur nicht aus Verzweiflung einen großen Emmes macht und uns alle verschütt gehen läßt. Kinder, ich fürchte sehr. Er kriegt für seinen einen Diebstahl fünf und zwanzig Jahre, und wenn er noch zwanzig andere zugesteht, kriegt er auch nicht mehr. Das kann eine schöne Geschichte werden, wenn der sich bei seinem Inquirenten liebes Kind machen will und am Ende gesteht, was Gott weiß und nicht weiß.“

„Ach was,“ rief die Lumpensammlerin, „diese Furcht ist ganz unnütz. Wollte er einen großen Emmes machen, so würde es auch an den Tag kommen, wie man einen Vigilanten auf die Seite schafft, und davor wird er sich hüten, das ginge ihm an's Leben.“

Dieses argumentum ad hominem schien den Gaunern sehr einleuchtend. Die schon aufsteigende Furcht verschwand und man jubelte, trank und lärmte von Neuem, bis Alles betrunken zu Boden sank.

LXI.

Wie Jobs und die Lumpensammlerin ein Bündniß machen.

Unter den Berauschten war allein die Lumpensammlerin nüchtern geblieben, wie wohl sie von Allen am meisten getrunken hatte. Sie schien die Abgehärteste zu sein.

Auf einem Brett sitzend, das über zwei umgekehrte Eimer gelegt war, starrt sie mit philosophischer Ruhe in ihr Glas, es unablässig so lange füllend, als noch ein Tropfen vorhanden war.

Allmählig wurde es stiller. Einer nach dem Andern entschlief und bald bekundeten nur noch schnarchende Töne das Dasein menschlicher Wesen.

Die Lumpensammlerin richtete die glasigen Augen in die Höhe und schaute vorsichtig um sich her, so weit es der trübe Lampendocht noch gestattet.

Als sie alles eingeschlafen bemerkte, erhob sie sich geräuschlos von der improvisirten Bank und schlich auf ihren Strümpfen zu

dem Strohlager, auf welchem das Aalauge neben ihrer Tochter eingeschlafen war.

Horchend beugte sie das Haupt; Beide schnarchten fest und laut.

Leise streckte sie die langen knöcherigen Finger aus, griff in die Brusttasche des Gauners und zog eine Brieftasche hervor, mit welcher sie nach ihrem Platze zurückschlich, um den Inhalt genauer zu sondiren.

Ihre Erwartungen schienen schlecht befriedigt zu werden, denn sie fand nur drei Papierthaler, welche sie kopfschüttelnd und brummend herausnahm und darauf die Brieftasche wieder an ihren Ort trug.

Das ganze Manöver hatte etwas geisterhaft Gespenstisches an sich. Die Lumpensammlerin mit der langen, hagern Figur, der zerrissenen Kleidung, dem wild und ungebunden herunter hängenden Haar, sah aus wie ein fabelhafter Vampyr, der auf einem Kirchhofe nach Beute sucht.

Als sie ihr Werk vollbracht hatte und eben aus der gebückten Stellung, in welcher sie dem Aalauge das Portefeuille in die Brusttasche seines Rockes zurück schob, sich aufrichten wollte, wurde sie durch ein zweimaliges „Pst, Pst!“ gestört.

Erschreckt sah sie sich um und bemerkte den bucklichen Jobs an dem Eingange des Kellergewölbes stehen, wo er ihrem Beginnen mit wohlgefälliger Schadenfreude lachend zusah.

Der Kellerwirth winkte ihr mit dem Finger.

„Halbpart“ rief er ihr mit halber Stimme zu, als sie näher trat; „ich verrathe Dich nicht. Geh' mit mir nach vorn, ich will Dir dort etwas mittheilen; aber sei leise damit Du die Schläfer hier nicht erweckst. Da, tritt den steifen Gottlieb nicht auf den Kopf, der Kerl hat so nur einen Schlaf, wie ein Hofhund. Hier

liegt die Kellerjette. — Nimm Dich in Acht! — So, nun komm."

Das liebenswürdige Paar verließ das Gewölbe.

„Nun Alte hat's gelohnt dem Knauser was abzunehmen?" fragte der Kellerwirth, als er mit seiner Begleiterin nach vorn gegangen war.

„Ach Gott nein" versetzte die Lumpensammlerin mürrisch, „der Lump kauft sich schöne Kleider und allerlei anderen Firlefanz, daß man glauben sollte, er hätte wenigstens Hunderte in seiner Brusttasche. Das Dings sieht ganz darnach aus. Wie ich es mir aber näher betrachte, finde ich nicht mehr als zwei lumpige Thaler. Da Jobs hast Du einen ab, wir wollen ehrlich theilen; aber halte Dein Maul, er könnte sonst unangenehm werden."

„Alte behalte Dein Geld" sprach Jobs, freundlicher als sonst seine Art war, „kannst es schon gebrauchen; ich verrathe Dich nicht. Aber Du mußt mir dafür bei einer andern Sache helfen, die mir am Herzen liegt; kannst noch was dabei verdienen."

Die Lumpensammlerin richtete den Kopf gespannt in die Höhe und winkte grinsend mit den Augen, um ihre Zustimmung an den Tag zu legen.

Jobs ging in den dunkeln Gang zurück, um sich zu überzeugen, daß Niemand gefolgt sei, dann drückte er den Schrank vor dem Eingang vorsichtig ins Schloß und führte seine Begleiterin mit sich in den Kellerladen.

„Nun Alte, wie steht's," fragte er: „trinken wir noch ein Schnäpschen? Es ist kalt zur Nacht. Ich habe vortreffliches Danziger Goldwasser. Sieh' einmal wie das Gold darin herumschwimmt." Er hielt bei diesen Worten eine trübe Schnapsflasche vor eine noch trübere Oellampe.

„Ei ja," schmunzelt die Alte, deren ganze Lüsternheit erwachte, gieb nur immer mehr; es wird schon gut schmecken."

„Recht Alte, wir wollen eins zusammen trinken, wenn wir doch wachen müssen. Wir sind auch einmal jung gewesen, und wollen an die Jugendzeit denken. Wenn das noch so wär, dann säßen wir nicht so trocken beisammen. Hi hi hi! Na Lumpensammlerin Du sollst leben."

Unter diesen geistreichen Betrachtungen hatte der bucklige Jobs zwei Gläser von der Borte genommen und stellte sie auf den Ladentisch, vor welchem die Lumpensammlerin Platz nahm, mit dem gepriesenen Goldwasser gefüllt.

Die Lumpensammlerin ergriff ihr Glas mit funkelnden Augen, stieß mit dem gastfreien Wirth zusammen und leerte den Trunk auf einen Zug.

„Nicht wahr Alte das schmeckt?"

„Scharmant Jobs!"

„Noch einen kleinen dito?"

„I warum nicht," sagt die Lumpensammlerin mit der Zunge schnalzend.

„Alte nun hör' mal" sagte Jobs, nachdem er ihrem Begehren gewillfahrt, dann aber seine Schnapsflasche behutsam fortgestellt hatte. „Du kommst doch vielerwärts herum, hast Du keine Ahndung davon, wo die Marianne sich aufhalten mag."

„Na Alter, ich dächte, Du solltest doch froh sein, daß Du die endlich los bist; in deinen Kram paßt das Mädel doch nicht und was geht sie Dich weiter an?"

„Sage das nicht; ich interessire mich für das Mädchen."

Die Lumpensammlerin lachte laut auf. „Das heißt wie der Kater für die Maus; Alter, geh doch. Wir wissen ja alle daß das

Dein Blut nicht ist und wenn wir's nicht wüßten, wollt ich's Dir sagen; das Mädchen ist viel zu schön und gut für dich."

„Hm, meinetwegen, ich quäle mich nicht um was Schönes oder Gutes; aber ich möchte doch sehr gerne erfahren, wo das Mädchen sich jetzt aufhält und dazu kannst Du mir vielleicht behülflich sein. Willst Du?"

„Nu warum nicht! Immer zu, wenn was zu verdienen ist. Was hast Du denn aber plötzlich für einen zärtlichen Vater in das Mädchen gefressen."

Jobs richtete seine mäusegrauen Glotzaugen mit einem stechenden Ausdruck auf das kupferfarbene Gesicht der Lumpensammlerin, welche ihre Frage anscheinend mit großem Gleichmuth that. Er errieth die Maske.

„Kannst Du schweigen Alte?"

„Na ob ich's kann."

„Na ich auch."

„Hm," sprach die Lumpensammlerin durch diese Antwort etwas gereizt, „dann mache Deine Sachen allein und laß mich in Ruhe."

„Aber, Alte," lenkte der Kellerwirth wieder ein, „sei doch nicht närrisch. Suche mir das Mädchen; es ist Geld, ich sage Dir schönes Geld dabei zu verdienen."

„Recht gut alter Sünder, aber gegen mich sollst Du offen sein. Wo was zu verdienen ist, da bin ich gewiß dabei, nur will ich das Mädchen nicht in neues Elend stürzen."

„Du bist nicht bei Trost" polterte Jobs, sich mit der Hand hinter den Ohren kratzend, „Du hast zu viel Danziger getrunken; wo ist von Elend die Rede? Ich will Dir die Geschichte erzählen, denn ich komme hier aus dem verfluchten Loch nicht heraus und will lieber Dich als einen anderen von den Halunken da drin zur Vertrauten

haben. Leider ist ja der Jude, der um die ganze Sache wußte, davon gegangen. Aber horch, da lauscht doch keiner im Gang?"

„Ach sei doch kein Hase vor lauter Angst. Erzähle Deine Geschichte. Ich will hernach schlafen."

„Wie Du schon weißt," erzählte Jobs, „ist die Marianne nicht meine Tochter. Meine Frau hatte sie vor unserer Bekanntschaft mit einem sehr reichen und vornehmen noch lebenden Herrn erzeugt, bei welchem sie auf dem Lande lebte. Wegen einer Liebesgeschichte, die sie mit dem Jäger desselben angefangen hatte, jagte er Mutter und Kind von Haus und Hof und sie kamen hier beide heimathlos in Berlin an. Zufällig miethete sich die Frau in derselben Etage ein, in welcher ich damals mein Uhrmachergeschäft hatte. Sie führte ein Paar hundert Thaler bei sich, wovon sie einstweilen sich und das Kind ernährte. Dies wußte ich, da Sie mich einmal um Rath gefragt hatte, wo sie das Geld wohl am sichersten aufbewahren können. Als nun mein Uhrmachergeschäft in jener Zeit immer schlechter und schlechter ging und ich auf den Einfall kam vor dem Halleschen Thor die Gasthalterei anzulegen, schlug ich ihr vor, mich zu heirathen und mit dem noch vorräthigen Gelde die Einrichtung zu bestreiten. In ihrer verlassenen Lage mußte sie froh sein einwilligen zu können; ich hatte mich so ziemlich bei ihr durch mein dienstfertiges Wesen eingeschmeichelt, und das neue Leben begann. Allein ich hatte kein Glück, die Wirthschaft wollte nicht ankommen, die verfluchte Prozeßgeschichte mit dem Bauern, dem ich den kranken Gaul anschmierte, trat dazu und so mußte ich nach Verlust meiner Habe endlich froh sein, mich hierher in dies Nest retten zu können. Meine Frau, die das Heulen und Flennen um ihren Edelmann nicht lassen konnte, starb bald darauf und ich behielt das Kind auf dem Halse."

„Sie starb? Jobs!“ warf die Lumpensammlerin ein; „richtig sie starb! Du weißt am Besten wie. Ich schweige davon.“

„Nun hätte ich das Kind wohl los werden können,“ sprach der Andere, ohne auf die Unterbrechung weiter zu achten, „allein das wollte ich nicht. Meine Seelige hatte mir nämlich eine Verschreibung mitgetheilt oder ich hatte sie eigentlich einstens unter ihren Sachen gefunden, worin der Vater Mariannens dieser bei ihrer Verheirathung oder spätestens in ihrem zweiundzwanzigsten Jahre dreitausend Thaler zusicherte. Sieh'st Du Alte das Geld möcht ich kapern, dann gebe ich die Hundewirthschaft hier auf und fange wieder was ordentliches an. Hätte ich aber das Mädchen schon früher zu ihrem Vater zurückgebracht, so konnte er es aus meinen Händen nehmen und mir damit auch die Geldsumme entziehen, oder das Mädchen konnte vor dem festgesetzten Termine sterben, dies zu Ohren des Vaters kommen und die Geldsumme verfallen. Jetzt bin ich durch nichts gehindert, ihm im letzteren Fall auch jede andere Person als seine Tochter darzubieten. Es kann mir aber eben deshalb nicht gleichgültig sein, über den Aufenthalt der Marianne mich gänzlich in Unwissenheit zu befinden, selbst wenn es bis zu dem Termin der Gelderhebung noch eine Weile hin ist. Daß sie sich hier im Keller nicht mehr befindet, ist mir gerade nicht so unlieb, weil ich immer fürchtete, sie könne einmal an uns allen zur Angeberin werden; leider hat es mir nie gelingen wollen, sie selbst zur Theilnehmerin an unseren Fahrten zu verleiten. Aber andrerseits muß ich ihr stets auf der Spur sein, um sie, wenn es Zeit ist, fassen und ihren Alten brennen zu können.“

„Aha“ erklärte die Lumpensammlerin, „jetzt weiß ich warum Du so zurückhaltend warst, weil Du dachtest ich könnte auch mit auf die

3000 Thaler Anspruch machen. Nein Alter, so theuer bin ich nicht."

„Nun gut," sagte Jobs, „Du willigst also ein, mir den Aufenthalt der Marianne ausspüren zu helfen."

„Topp, ich willige ein! Wer ist denn aber Vater des Mädchens?"

Jobs blinzelte sie pfiffig von der Seite mit seinen schielenden Augen an und sagte: „Du bist schlau Alte, aber ich nicht dumm genug, Dir das auf die Nase zu binden. Das kümmert Dich gar nichts."

„Alter Sünder so geht's, wenn man immer ein schlechtes Gewissen hat," versetzte mit einem verdrießlichen Gesicht die Lumpensammlerin; „Du fürchtest schon wieder ich möchte Dir ans Geld wollen, ich frage aber nur, weil ich mich wundere, daß der Vater sich gar nicht sollte um sein Kind gekümmert haben."

„Ja alte Hexe," lachte Jobs mit grinsendem Gesicht, „das hatte gute Wege. Er konnte sich nicht darum kümmern, weil er nicht wußte wo es sich mit der Mutter befand, und gewiß auch weil er grimmig war, daß diese sich gar nicht wieder um ihn kümmerte."

„Aha ich verstehe," bemerkte die Lumpensammlerin, „daß Letzteres nicht geschehen ist, wirst Du schon eingefädelt haben."

„Na richtig alte Hexe," lachte Jobs, „siehst Du, Du bist doch nicht so dumm, wie Du aussiehst. Ehe meine Frau mich heirathete, i da hat sie wohl funfzig mal an ihren Edelmann geschrieben und nach der Heirath noch gar viel mehr; aber die Briefe gingen immer durch meine Hand und ich trug sie wo anders hin als auf die Post. Ich muß Dir nämlich nur sagen," fuhr er lachend fort, „die Dreitausendthaler-Geschichte wußte ich schon ehe ich mich mit

meiner Seeligen einließ. Es fiel mir auf, wovon die Frau leben möge, die nicht arbeitete, sondern immer still und traurig mit dem Kinde in ihrer Wohnung saß. Eines Morgens, als sie ausgegangen war, schlich ich mich mit einem Nachschlüssel in ihre Wohnung, öffnete ihren Schrank und fand das Geld und die Verschreibung. Hätte ich die letztere nicht vorgefunden, so wäre ich einfach mit der Baarschaft abgezogen. Jetzt aber ließ sich eine Spekulation auf die dreitausend Thaler machen. Ich schmiß mich an das Frauenzimmer heran und so kam denn die Heirath."

„Hm, Du hast doch aber viel gewagt für die Dreitausend; ich hätte so ein weit aussehendes Geschäft nicht gemacht."

„Ja, ja Du redst wohl. Du weißt den Teufel, in welcher Klemme ich damals in meiner Uhrmacherei saß. Und meiner Seel, dreitauseud Thaler sind doch auch ein Stück Geld, wofür man was thut. Uebrigens nahm ich mir gleich vor ein Bischen nachzuhelfen, und mit meiner Seeligen bin ich ja auch schnell genug fertig geworden. Die hat's nicht lange mit angesehen. Daß das Mädchen nicht besser auf den Verdienst ging, war ein Fehler, an den ich vorher nicht weiter gedacht hatte. Wenn das Mädchen ordentlich mit uns zugehalten hätte, da konnte ich viel Geld durch sie verdienen. Die Kerls waren immer wie wild in sie geschossen. — Na es thut nichts; sie ist noch immer ihr Geld werth und ich muß nur sorgen, daß sie mir nicht vor Thorschluß aus den Händen geht. Das Schlimmste wäre, wenn sie Berlin verließe; sie hatte immer Lust dazu. Mache Dich also auf die Beine, Lumpensammlerin und suche gut herum, es soll dein Schaden nicht sein."

„Ich will schon suchen alter Gaudieb. Betrügen kannst Du mich nun nicht mehr, sonst verrath ich Dich."

„Ah bah!“ lachte Jobs mit einem unheilvollen Gesicht: „ich sage ja, es soll Dein Schade nicht sein, auf Lotschereehre (Gaunerehre.)“

„Nun gut! Jetzt will ich aber schlafen gehen. Laß mich heraus Jobs.“

„Gleich Lumpensammlerin.“

Und der Bund der Liebe und Freundschaft war geschlossen.

LXII.

Was sich auf Braunsdorf begiebt.

Im schwermüthigen Sinnen ging der Major von Steinfort in dem einsamen Gemach seines Wohnhauses auf seinem Gute Braunsdorf auf und nieder.

Es war gegen 8 Uhr und dämmerte bereits.

Draußen herrschte einer jener wunderbar schönen Abende, wie sie das erwachende Jahr, mit sich zu bringen pflegt. Die laue Luft fächelte leise in das geöffnete Fenster, auf ihren Schwingen die ländlichen Töne der heimkehrenden Heerden zum Ohr des Herrn führend.

Der Major war unempfänglich für diese Schönheiten der Natur, die sonst stets einen eifrigen Bewunderer an seiner warmen Empfänglichkeit gefunden hatten.

Es war ihm so eben ein neuer Brief von seinem Sohne übergeben worden, worin dieser ihm die letzte Mittheilung machte, daß er trotz aller Hindernisse und Bedenken fest entschlossen sei, seine

Geliebte zu heirathen. Er halte es gerade jetzt für seine heiligste Pflicht nicht zurück zu treten, denn er fühle es sehr wohl, daß er das Mädchen zu dem Bewußtsein seiner Lage gebracht habe und daher für ewig unglücklich machen würde, wenn er sie jetzt nicht auch in eine materiell und geistig bessere Stellung bringe. Ueberdies sei er fest überzeugt, daß er mit dem Mädchen nur glücklich werden könne und wenn er an der Liebe des Vaters nicht zweifeln solle, so möge dieser ihm die Einwilligung zur Heirath ertheilen.

Im ersten Augenblick nach der Durchlesung dieses Briefes erfüllte den Major die fürchterlichste Wuth, da aber Niemand gegenwärtig war, an welchem er diese hätte auslassen können, so brach sich sein Zorn in sich selbst und machte einer wahren und tiefen Trauer Platz.

Er hielt es für seine unabwendbarste Pflicht seinen Sohn von dem beschlossenen Schritte zurück zu halten und doch bedachte er wieder, wie tief er ihn verwunden müsse. Er wußte aus seiner eigenen Jugendzeit her, wie schwer es sei, einer wahren Neigung zu entsagen. Es war dies ein Kapitel, welches der Major niemals berührte, nicht einmal gegen seine vertrautesten Freunde, welches seinem Sohne ein Geheimniß war und woran er sich selbst nur ungern erinnerte. Aber er hatte entsagen müssen und war dennoch glücklich geworden, — soweit nämlich oft auftauchende trübe Erinnerungen an eine ungesühnte Schuld seiner Jugend, welche mit jenen Begebenheiten in unmittelbarem Zusammenhang stand, ihn glücklich werden ließen.

In den ernsten Gedanken, welche diese Reflexionen stets auf's Neue in ihm erregten, versunken, ging der Major mit Schritten die immer unruhiger wurden, in lautem Selbstgespräch im Zimmer umher.

Er hatte ein Antwortschreiben an seinen Sohn abgefaßt, worin er ihn mit Fluch und Enterbung drohte, sobald er jemals ohne seine Einwilligung die Heirath zu vollziehen beabsichtigen sollte.

Der Brief lag couvertirt zur Absendung bereit auf dem Tische.

So oft der Major an dem Tisch vorüber ging, sah er wehmüthig auf den Brief, nahm ihn in die Hand und that einige Schritte nach der Klingel, um den Bedienten zur Aufgabe auf die Post abzusenden. Aber immer legte er das Schreiben wieder nieder.

„Wäre der Fürst doch bei mir“ seufzte er für sich, „daß ich einen verständigen Menschen hätte, dem ich meine Noth klagen dürfte, der mir Rath zu ertheilen vermöchte. Ueberblicke ich mein vergangenes Leben, so habe ich fast kein Recht hier durchgreifend zu entscheiden und doch muß es sein. Der Junge darf sich nicht entehren, ich sehe zu gut ein, daß er sich unglücklich macht, denn vergebens tritt er gegen die wohlhergebrachten Formen der Gesellschaft in die Schranken; er wird von ihnen zermalmt werden. Davor muß ich ihn, koste es, was es wolle, zu bewahren suchen.“

Der Major stand still und sah auf den großen Gutshof hinaus, der sich unter seinem Fenster vor seinen Blicken ausdehnte. Ein buntes regsames Leben der ihm angehörigen Bewohner tummelte noch auf demselben umher.

„Alle Donnerwetter,“ brach der Major endlich zornig los „und das Alles soll das Erbtheil eines solchen Frauenzimmers werden! Dafür hätte ich gesorgt, gearbeitet und mich gemüht, damit sie es in Uebermuth und Völlerei verprassen und verschlemmen könnte? Zum Teufel! Der Junge hat den Verstand verloren. Wahnsinn, Tollheit, Raserei! Ich weiß es, was ein Herz fühlen kann und ich habe einst viel deswegen gelitten, aber ich sah wenigstens auf Ehrlichkeit und Sittlichkeit. — Und doch war es nichts mit dieser Sittlichkeit“ fügte er

nach einer Pause langsamer und leiser hinzu, „der Schein täuschte mich und es ist gut, daß ich die Wahrheit, wenn auch eine bittere entdeckte. Aber dem Jungen liegt die Wahrheit offen, kein Schein täuscht ihn, er will mit sehenden Augen blind sein. Unmöglich! Ich kann es nicht zugeben.“

Der Major ging wieder nach der Klingel. Vor derselben stand er still.

„Ich möchte ihn ungern so tief verwunden“ sprach er abermals zögernd. „Ich kenne ihn, es ist mein Blut, rasch und wild. Wenn ihn mein Brief zur Verzweiflung brächte und er zum Aeußersten griffe? Er könnte mir trotzen, oder sich ein Leid's anthun und in beiden Fällen wäre Alles verloren.“

Der Major zog den ausgestreckten Arm wieder vom Klingelzuge zurück.

„Ich bin schon einmal hart und strenge in meinem Leben gewesen,“ sprach er „und diese Härte hat mich ein Kind gekostet. Soll ich mich jetzt des zweiten und letzten berauben? Wo mag das unglückliche Weib geblieben sein, wo das Mädchen? Es müßte jetzt eine blühende Jungfrau sein! — Hm, kann ich mich doch immer nicht von jenen Erinnerungen los machen, die ich längst mit allen Fasern, aus meinem Herzen gerissen glaubte.“

Der Major preßte die glühende Stirn gedankenvoll in die Hand.

„Aber nein“ fuhr er heftiger fort, „ich habe recht gehandelt; es konnte ja nicht anders sein. Ich hätte einen Bastard gehegt und gepflegt. Es war meine Züchtigung, abgewichen zu sein von dem strengen Pfade herkömmlicher Ordnung, auf welcher die Gesellschaft und ihre Verhältnisse ruhen. Ich habe mich gefügt; ich bin glücklich geworden mit dem Weibe meiner Wahl und so wird es

dem Jungen auch ergehen. Es sei also darum, ich kann und will nicht länger zaudern. Ordnung regiert die Welt und der Vater den Sohn. Laß ihn zürnen auf seinen alten Vater; er wird sich austoben und dann zur Einsicht kommen, daß es doch Niemand auf der Welt besser mit ihm gemeint hat, als der alte Graukopf."

Der Major faßte den Klingelzug, um den Diener zu rufen, als ein schmetterndes Posthorn vor seinem Hause ihn aufs neue unterbrach.

Er blickte hinaus und erkannte einen Estaffettenreiter, welcher so eben vom schäumenden Rosse sprang.

Gleich darauf trat der Verwalter ins Zimmer und überreichte ein Schreiben, welches couriermäßig überbracht sei.

„Besorgen Sie hier diesen Brief an meinen Sohn zur Post," sprach der Major „und lassen Sie Franz für Erleuchtung sorgen."

„Sehr wohl Herr Major."

Der Verwalter verließ das Zimmer.

„Die Ereignisse jagen sich ja förmlich auf meinem sonst so stillen Landsitze," sagte der Major zu sich selbst. „Erst macht mir der heillose Junge den Kopf warm und jetzt werden mir gar durch Couriere Depeschen zugefertigt. Es ist wahrhaft eine tolle Zucht in dieser unheimlichen, wildbewegten Zeit. Sapperlot, wenn ich noch an meine Feldzüge denke! Da ging's wahrhaftig bunt her; aber es war Zucht und Ordnung und jedes Ding hatte seinen regelmäßigen Gang. Heute möchte man bange in seinem eigenen Fell werden. Daß der Teufel die ganze Geschichte holte! Ich wollte manchmal sie hätten mich erst in meine letzten sechs Bretter gepackt."

Der Diener setzte die hellleuchtende Astrallampe auf die Tafel und schickte sich an, seinem Herrn wie gewöhnlich beim Auskleiden behülflich zu sein.

„Geh' nur Franz," sprach der Major hastig, nachdem er einen Blick auf das große Siegel des Umschlags geworfen hatte, „es ist schon gut. Ich werde Dich rufen, wenn ich Dich gebrauche."

Die Depesche war vom Fürsten von Prominski.

Der Major war lange über ihn in Ungewißheit gewesen und löste das Couvert mit Spannung auseinander.

Der Fürst schrieb:

„Kalisch, den 14. April 18.."

„Sie wissen mein hochverehrter Freund, auf welche unerwartete Weise mein letzter Plan, des Juden in Berlin habhaft zu werden, vereitelt worden ist. Ich wurde dadurch für den Augenblick aller meiner Aussichten beraubt und selbst über den weiteren Verbleib des Juden in völlige Ungewißheit gesetzt. Durch unsere treue Verbündete, die Jüdin, erhielt ich endlich Nachricht, daß die ganze Familie auf den Befehl des Oberhauptes, sofort nach dem verunglückten Einbruch bei mir, Berlin verlassen hätte, um sich nach Polen zu begeben. Sie fügte hinzu, ihr Mann habe sich augenblicklich mit ihnen allen heimlich ins Russische geflüchtet, da er preußischer Seits mit Steckbriefen verfolgt werde. Er halte sich zur Zeit in dem Dorfe Kawno dicht bei Kalisch versteckt, jedoch sei ihr Aufenthalt aus dem angegebenen Grunde einem so vielfachen und raschen Wechsel unterworfen, daß sie kaum über den nächsten Tag mit Bestimmtheit zu verfügen im Stande sei. Auch werde es ihr bei dem mißtrauischen und aufmerksamen Wesen ihres Mannes geradezu unmöglich mich fernerhin mit Nachrichten zu versehen. Diese Mittheilungen bestimmten mich Berlin noch in derselben Nacht mit Courierpferden zu verlassen und Ihnen in dem Billet, welches Sie

erhalten haben werden, später genauere Kunde zu verheißen. Es ist mir gelungen, die Jüdin noch in Kawno anzutreffen und eine heimliche Unterredung mit ihr abzuhalten. Dadurch habe ich in Erfahrung gebracht, daß die Besorgniß des Juden eingefangen zu werden, ihn keine Nacht bei seiner Familie, welche er der Gastfreundschaft eines Glaubensgenossen in Kawno anvertraut hat, verweilen läßt. Er haust vielmehr allnächtlich in einer Erdhöhle, die sich tief im Walde dicht an der preußischen Grenze befindet. Die Jüdin hat mir die Lage dieser Erdhöhle so genau beschrieben, daß ich hoffen kann, sie auch in der Nacht zu finden, da ich mich überdies mit der Umgegend, in der Verkleidung eines polnischen Bauers, ziemlich bekannt gemacht habe. Ist es möglich, so wird die Jüdin zum Ueberfluß noch selbst als Wegweiserin dienen. Es ist nun mein Plan, den Juden in seiner Höhle aufzusuchen, ihn gefangen zu nehmen und dann, in der Voraussetzung Ihrer freundlichen Genehmhaltung, nach Ihrem Gute zu transportiren. Dort sollen alsdann die schon früher verabredeten Versuche, über den Verbleib meines Bruders ein Geständniß zu erhalten, gegen ihn in Anwendung gebracht werden. Ich wünsche jedoch nicht, daß meine Leute bei der Expedition behülflich seien, weil ich fürchte, daß sie hier oder zu Hause die Sache ausplaudern und dadurch Alles verderben möchten. In dieser Verlegenheit habe ich auf Sie gerechnet und will Sie durch diese Zeilen gebeten haben, so schnell als möglich, ohne Alles Aufsehen, in Begleitung zweier ihrer vertrautesten Leute nach Kalisch zu kommen, um mich bei dem Unternehmen zu unterstützen. Ich weiß welch' eine große Bitte ich an Sie richte, aber Ihre mir so vielfach

erwiesene Freundschaft macht mich kühn genug, auch diese auszusprechen. Sie wissen warum es sich handelt und haben zu viel Herz und Gemüth, um nicht zu begreifen, daß ich an die Erreichung meines Zweckes alle eignen und alle Kräfte meiner Freunde setzen darf. Rechnen Sie auf meine ewige Dankbarkeit. Gott schütze Sie!"

„Prominski."

Nachschrift:

„Sie finden mich im Hotel zum goldnen Löwen, woselbst ich aber, um kein Aufsehen zu erregen unter dem Inkognito eines Banquier Feldheim logire. Ich habe einen meiner Leibjäger bei mir und die übrige Bedienung in einer preußischen Grenzstadt zurück gelassen."

* * *

Der Major war über den Inhalt dieses Briefes, der ihn seinen schwermüthigen Gedanken entriß, aufrichtig erfreut.

Er fand darin zugleich einen neuen Vorwand mit der Entscheidung gegen seinen Sohn zu zögern, indem er sich vornahm vorher den Fürsten von Prominski um Rath zu fragen.

Die Reiseanstalten waren bald getroffen.

Der Major hatte eine musterhafte Ordnung auf seinem Gute eingeführt. Es bedurfte nur geringer Anstalten, um alle seine Befehle in Ausführung zu bringen.

Er ließ den Verwalter, einen früheren Kriegsgefährten, einen kräftigen, militairisch kurz angebundenen Mann, herein rufen.

„Lieber Müller, wir wollen Morgen auf einige Tage nach Polen verreisen."

„Sehr wohl, Herr Major."

„Der Reitknecht soll uns begleiten, es giebt ein Geschäft, wobei wir ein Paar handfeste Fäuste brauchen können."

„Sehr wohl, Herr Major."

„Den Brief an meinen Sohn, lassen Sie inzwischen noch nicht abgehen. Es kann bleiben bis wir zurückgekehrt sind."

„Sehr wohl, Herr Major."

„Lassen Sie den kleinen Jagdwagen morgen früh präcis fünf Uhr vor der Thüre halten. Der Kutscher soll die beiden schwarzen Hengste anspannen und das ordinaire Geschirr auflegen."

„Sehr wohl, Herr Major."

LXIII.

Aus der Gesellschaft.

Wer die Blüthe der Berliner Ritter- und Frauenschaft kennen lernen will, der muß in den schönen Tagen des März oder des April zur Spreestadt kommen, wenn die ersten Strahlen der Frühlingssonne die Häuser erschließen und die Menschen hervorlocken aus ihren Salons.

Dann wogt und drängt es vom Schlosse an zu beiden Seiten der Linden aus dem Brandenburger Thor hervor, um von da ab rechts und links weiter nach den Zelten oder nach dem Hofjäger zu pilgern.

Schöne Frauen und galante Herren konversiren freundlich selbander, ihre Schooßhündchen wedeln mit dem Schwanze und Kinderlein spielen in der Sonne mit ihren Bonnen.

Alles will sich dem lieben Herrgott präsentiren in der Bläße seines Salondaseins.

In der späteren Sommerjahrszeit wird es öde und leer auf

den Promenaden; Bäder, Sommerwohnungen, Landsitze nehmen die elegante Welt in Anspruch, Staub, Hitze und Berliner Rinnsteine verjagen die Geselligkeit.

Im erwachenden Lenz aber ist es herrlich im Thiergarten. Die glänzendsten Toiletten funkeln zwischen nahen und fernen Bäumen, deren zartes Grün noch weite Fernsicht gestattet. Der Adel fährt in schnellen Karossen auf den Chausseen, die blauen, grünen und gelben Lieutenants gallopiren dazwischen wie die Heuschrecken oder die Buttervögel, und hoch auf wirbelt der Staub in die klare Frühlingsluft.

Die Watte wird um diese Zeit rar und die Glacéhandschuhe sind theuer; aber was hindert's denn? Es kommt doch der klingende singende Frühling mit seinen Blumen und Blättern, mit seiner Sonne und seiner Sehnsucht.

Die eigentliche Crême der guten Gesellschaft drängt sich auf der schattigen Promenade in der Thiergartenstraße zusammen. Dort wallen die Helmbüsche und die Pfauenschweife am dichtesten, dort ist der adlichste Adel versammelt und dort zeigt das ganze Berliner Geckenthum seine lackirten Füße.

Die sogenannten Stutzer finden sich in allen großen Städten, aber in Deutschland haben sie es nirgends zu einer ähnlichen Vollkommenheit gebracht, als in Berlin. Sie bilden hier eine ziemlich abgeschlossene Kaste und werden, abgesehen von den Frühlingspromenaden, am häufigsten in der Stehely'schen Conditorei, in der Oper und auf den Bällen gefunden.

Ihre Erscheinung ist modern; strohgelbe Handschuhe, gebrannte Bärte, fade Gesichter, seidene Hüte und Röcke mit goldenen Knöpfen bilden ein ziemlich untrügliches Kriterium. Ein noch untrüglicheres haben sie sich jedoch erst neuerdings seit der Emanation des letzten

Klagenverjährungsgesetzes erworben, indem sie sich abwechselnd in der Zeitung von einem Kleidermacher auffordern lassen, die gegenwärtige Adresse anzugeben.

Den äußeren Verhältnissen nach halten diese Löwen des Tages sich Studirens halber in der Residenz auf, stehen auch wohl beim Militair oder arbeiten bei den Gerichten.

Dies sind aber auch nur äußere Verhältnisse, denen man sich unterordnet, weil es im Staatsleben mehr oder weniger nicht anders sein kann, das innere Geistesleben steht auf anderen Säulen und bannt sich nicht in kleinliche Grenzen der Verhältnisse.

Ein Berliner Stutzer weiß Alles, spricht über Alles und behält immer Recht. Daraus entwickelt sich dann, was der unberufene Beobachter süffisant nennt, was aber eigentlich nichts ist, als Selbstvertrauen gegründet auf Selbstbewußtsein. —

Es war in der schönen sonnigen Mittagsstunde eines der eben bezeichneten Apriltage, als der Lieutenant von Steinfort und der Referendarius von Birkheim Arm in Arm durch einen Haufen solcher Tageslöwen, auf der Thiergartenpromenade einherschlenderten.

Beide schienen in ein ernstes Gespräch verwickelt.

Beim Hofjäger, einem an der Thiergartenstraße belegenen Gartenetablissement für Sommerbelustigungen bogen sie aus dem wilden Getümmel der Fahrenden, Reitenden und Gehenden heraus, um die einsam gelegenen „neuen Anlagen" zu betreten.

Hier schlängeln sich zierliche Kiesgänge, auf denen der rüstige Spaziergänger gemüthlich durch die Holzungen nach dem nahen Charlottenburg hinausschlendern mag. Diese Anlagen werden alljährlich nach verschiedenen Seiten erweitert und tragen immer mehr dazu bei, den Thiergarten in einen großen Park mit Land- und Wasserpartieen, mit Flora- und Ceresplätzen zu verwandeln. Alles

recht schön und reizend, aber auch zugleich dazu gemacht, alljährlich das Terrain zu vermindern, in welches man sich zurückziehen konnte aus dem lästigen Gewühl, um ungestört dahin schreitend einmal an Nichts zu denken.

Was giebt es denn für arme, straßenwandelnde Großstädter Erquicklicheres, als fern von den staubigen Sälen und naturtodten Straßen, fern von der schmeichelnden, lügenden Gesellschaft frische Lebenskraft zu sammeln in den Sonnenblicken des jungfräulichen Jahres! Wo aber der Gärtner die Steige bahnt, da finden auch der Hochmuth, die Lüge und die Aeußerlichkeit ihre Wege, und aus ist's mit Frühlingsstille und Mai-Illusionen.

„Gott sei Dank,“ seufzte Steinfort hoch auf, als die Freunde in den einsamen Wegen nach der Fasanerie herum sich selbst überlassen waren, „daß wir heraus sind aus diesem Trouble. Von Tage zu Tage wird es mir beklommener und ängstlicher darin.“

Steinfort trug den linken Arm in einer Binde, eine Folge des Streifschusses, der dem sonst blutlosen Duell ein Ende gemacht hatte.

Mit diesem Duell wollte Steinfort die letzte Rücksicht auf die Vorurtheile seiner Standesgenossen bei Seite geschafft haben. Er hatte dem unsinnigsten aller Vorurtheile, der Ehrenrettung durch Blutvergießen Genüge gethan, weil er sich fürchtete, anders als ein Feigling zu erscheinen. Jetzt aber glaubte er sich um so mehr befugt, den sonstigen Ansichten seiner Standesgenossen Trotz bieten zu können.

Daß seines Bleibens im Offizierstande nicht mehr sein könne, war ihm klar geworden. Einestheils hätte er fortwährend neue Duelle zu befürchten gehabt, die er annehmen und dadurch stets sein Leben, welches ihm doch nicht mehr allein zugehörte, aufs

Spiel setzen mußte, wenn er nicht schon um des Weigerungsgrundes willen aus dem Offiziercorps gestoßen werden wollte, anderntheils konnte er aber auch ohne diese Rücksicht, namentlich in Betracht des ihm von dem Obersten gewordenen Billets, mit Bestimmtheit voraussehen, höheren Orts verabschiedet zu werden, sofern er nicht auf der Stelle alle Beziehungen zu Auguste abbrach.

Er hatte daher seinen Abschied genommen, und hatte es ihm auch Ueberwindung gekostet, seine staatliche Stellung, an welche er sich von Kindheit an gebunden fühlte, aufzugeben, so war ihm doch in mancher Beziehung leichter um's Herz. Er sah jetzt in sich den vollkommen unabhängigen Mann. Seiner Auguste in den höheren Zirkeln, wie er es bis jetzt beabsichtigte, Anerkennung zu verschaffen, hoffte er nicht mehr, und diese soziale Resignation war ihm allerdings noch schwerer geworden als seine militairische. Allein er hoffte auch hier wieder, die Genüsse und Annehmlichkeiten großstädtischer Verhältnisse, der Umgang mit wenigen vertrauten Freunden, die Unabhängigkeit, welche sein Vermögen ihm sicherte, vor Allem das ungestörte Zusammleben mit dem Mädchen seiner Wahl, würden ihn bald Kreise und Cirkel vergessen lassen, deren glänzende Außenseiten ihn über das Hohle und Unwahre des inneren Kerns nicht mehr täuschen konnten.

Wie wir wissen, hatte er, um die Einwilligung seines Vaters zu seiner Verheirathung zu erlangen, einen letzten Brief an denselben abgehen lassen. Dieser Brief war aus ihm unbekannten Ursachen bis jetzt unbeantwortet geblieben, dagegen aber die Nachricht zu seinen Ohren gekommen, daß sein Vater auf einige Zeit verreist sei. Indem er hierin eine unverantwortliche Kälte und Lieblosigkeit des väterlichen Herzens zu sehen glaubte, empörte sich zugleich sein Stolz dagegen, bis jetzt die demüthigende Stellung

eines Bittenden vergebens eingenommen zu haben. Er faßte daher den unwiderruflichen Beschluß, das Mädchen auch ohne die väterliche Einwilligung zu heirathen; ja er fühlte das Bedürfniß, dies so schnell als möglich zu thun, theils um Auguste aus ihrer bisherigen zweifelhaften Stellung zu reißen, theils um eine Sachlage herbeizuführen, in welcher alle weiteren Einreden und Einwendungen von vorn herein abgeschnitten wurden.

Wie bereits angedeutet ward, hatte der Referendarius von Birkheim ihm schon früher bemerklich gemacht, daß es einen Weg gäbe, wie er des zur Trauung nöthigen väterlichen Consenses überhoben werden könne. Der Plan, von welchem wir gleich mehr hören werden, war bis jetzt hartnäckig von Steinfort zurückgewiesen worden, da er den Vater noch in Güte zu bestimmen hoffte. Die neuesten Ereignisse aber hatten seine Ansichten geändert und er unternahm den gegenwärtigen Spaziergang, um sich desto ungestörter mit dem Referendarius über das nöthige Arrangement zur Erreichung seiner Pläne zu besprechen.

LXIV.

Die Abrede.

„Ich muß Dir nur gestehen," setzte Steinfort das früher angefangene Gespräch fort, „daß ich bereits gestern bei dem Pfarrer war, um das Aufgebot für meine Trauung zu bestellen. Der Pfarrer verweigerte es mir aber bis ich den Consens meines Vaters beigebracht hätte. Ich machte ihm bemerklich, daß ich mein eigener Herr und durchaus selbstständig sei, sogar von meinem besonderen Vermögen leben könne, er erwiederte mir aber, die Gesetze schrieben es so vor und denen dürfe er nicht entgegen handeln."

„Und der geistliche Herr hatte ganz Recht," unterbrach der Referendarius etwas spöttisch seinen Freund, „denn die Gesetze schreiben es wirklich so vor, und denen darf er nicht entgegen handeln."

„So?!" fuhr der Lieutenant auf, „also die Gesetze sind nicht weniger grausam als die Gesellschaft! Wenn die Gesellschaft ein unglückliches Mädchen der Schande geweiht hat, so verbieten es

die Gesetze, dasselbe wieder ehrlich zu machen. Ei da möchte man ja lieber unter Negern und Hottentotten leben."

„Du philosophirst etwas rasend, lieber Freund!" belehrte mit sehr gelassenem Tone der Andere; „Gesetze müssen einmal sein. Der Staat ist ohne sie nicht zu regieren und Du wirst sie durch alles Toben wahrhaftig nicht ändern."

„Schlimm genug!" seufzte Steinfort bitter. „Wie steht denn eigentlich die Sache? Da ist ein Mädchen, gut und ehrlich, das mich liebt, das ich wieder liebe und das ich heirathen möchte. Die Gesellschaft tritt dazwischen und sagt: wir würden Dir wohl erlauben, dies Mädchen zu verführen, aber da es ein Anderer verführt hat, kannst Du Dich wenigstens nicht ebenbürtig mit ihr verbinden, denn Du bist Offizier und Edelmann. Gut, sage ich, ich höre auf, Offizier und Edelmann zu sein, so habe ich nichts mit Euch zu thun und Ihr laßt mich meine Straße gehen. Ich komme zur Kirche und verlange von ihr, daß sie ihren Segen über einen Bund spricht, der reiner und unschuldiger geschlossen ward, als tausend andere, weil keinerlei Selbstsucht oder Nebenzweck, sondern wahre Zuneigung ihn diktirten. Die Kirche versetzt: Du hast einen Vater, gehe hin und hole seine Einwilligung, denn ohne solche darfst Du nicht glücklich werden. Und dieser Vater stößt mich von sich, thut mir den Schimpf an, mich wie einen Schulbuben betteln zu lassen, ohne mich einmal auf meine Bitte einer Antwort zu würdigen. Nun, ist das Recht, ist das Gesetz?"

„Ich sage, das ist volles Recht und wahres Gesetz," fuhr der Referendarius mit dem vorigen Gleichmuth fort, „und Du wirst so lange verdientermaßen unter seinem Drucke seufzen, als Du nicht Courage genug hast, Dir darüber hinauszuhelfen. Du kennst meinen Plan."

„Hm!“ meinte Steinfort, „es ist wahr, ich hatte bis jetzt nicht Courage genug dazu, ein schlechter Kerl zu sein und darum habe ich mich auch fortwährend gegen Deinen Plan gesträubt. Ich würde ihn auch noch jetzt von mir weisen, wenn ich den mindesten andern Ausweg vor mir sähe.“

„Ich sage Dir, es giebt keinen anderen,“ versetzte der Jurist, „und ich finde wahrlich kein Unrecht darin, einem unsinnigen Gesetz eine Nase zu drehen. Recht gut, wenn man dazu nur im Stande ist. Es gehört Geld dazu und das haben glücklicher oder unglücklicherweise nicht alle Menschen. Aber wenn Du einwilligst, kann ich Dir noch heute einen Heirathskonsens schaffen, an dem kein Prediger und keine Kirche etwas zu deuteln haben sollen.“

„Ich sehe wohl,“ versetzte Steinfort noch immer stockend, „es bleibt mir nichts übrig, als Dir zu folgen; ich habe alles Andere hundertmal vergebens versucht. Aber nun sage mir, was machen wir, wenn mein Vater den Schritt entdecken wird?“

„Was wir machen? Wir machen gar nichts,“ sagte Birkheim, „wir lassen den Alten machen und zwar gute Miene zum bösen Spiel, denn etwas Anderes bleibt ihm doch nicht übrig. Oder glaubst Du wirklich, er könnte Rabenvater genug sein, um seinen eigenen und einzigen Sohn den Gerichten zu übergeben?“

„Nein, das gewiß nicht!“

„Nun dann ist alles gut, und es fragt sich nur, ob Du Geld hast, denn so eine Summe von fünfhundert Thaler wird wohl darauf gehen.“

„Geld ist genug da und mehr als Du brauchst,“ versicherte Steinfort, „aber ich muß offen gestehen, es wird mir recht schwer, auf die Sache einzugehen. Ich wußte es ja vorher, wie es mir

bei dem Prediger gehen würde und Du selbst hattest es mir zum Ueberfluß mitgetheilt, dennoch begab ich mich zu ihm, in der bloßen Hoffnung, es könne doch eine Möglichkeit sein, ihn milder gestimmt zu finden. Ich wäre dann um den schrecklichen Ausweg fortgekommen, den ein ehrlicher Mann nicht wohl betreten kann."

„Nun, Du hast nichts gefunden," drängte Birkheim, „und so solltest Du wenigstens nicht länger zögern. Jetzt erfordert es Deine Ehre, die Sache zu Ende zu führen. Du hast Alles auf das Spiel gesetzt, Deine ganze bürgerliche und gesellschaftliche Stellung; denke Dir den Spott und den Hohn Deiner Feinde, wenn es nun hieße, der alte Major hat das Söhnchen zurecht gestoßen, das sich erkühnte, dem ganzen Offiziercorps Trotz zu bieten. Hast Du Lust, Dir das etwa nachsagen zu lassen, und willst Du obendrein das arme Mädchen, das Du nun einmal in diese Geschichte verwickeltest, dem Elend und dem Kummer anheimfallen lassen?"

„Nein, nein!" rief Steinfort, den diese wohlberechneten Entwürfe nach zwei Seiten hin mehr als empfindlich trafen, „Du hast Recht, laß uns also die Sache ungesäumt zu beseitigen suchen."

Es steht wohl anzunehmen, daß der Referendar nicht umsonst so eindringlich mit allen Waffen der List und der Ueberredung gegen den Lieutenant vorging. Es ist vielmehr offenbar, daß er bei dem Kostenanschlag auch seine Mühe sehr bedeutend in Betracht zog und von den fünfhundert Thalern wenigstens die Hälfte auf seinen Beutel rechnete.

„So will ich diesen Nachmittag um drei Uhr bei Dir sein," bemerkte er sichtlich zufrieden gestellt, „und den bewußten Herrn mitbringen. In einer halben Stunde ist alles abgemacht und Deine Wünsche sind erfüllt. Halte aber ja die fünf-

hundert Thaler in Bereitschaft. Handeln läßt sich mein Mann nicht.“

Die Freunde bogen unter dieser Beschlußfassung über Albrechtshof wieder in die Thiergartenpromenade hinein und schlenderten langsam auf dichtgedrängten Pfaden nach der Stadt zurück.

LXV.

Der Heirathsconsens.

Der Referendar erschien pünktlich zur festgesetzten Stunde in der Wohnung des Lieutenants.

Ihn begleitete ein unbekannter Herr, im feinen schwarzen Frack und eben solchen Beinkleidern, am Halse einen Stern.

Der Fremde war ein Mann von stattlicher Figur, schon in vorgerückteren Jahren, mit grau melirtem Haupthaar; aber von angenehmen Aeußeren und feiner Gewandheit im Benehmen.

Es war einer der gewöhnlichen Spielkumpane des Referendarius, ein kassirter Rittmeister und ehemaliger Gutbesitzer, gegenwärtig Chevalier d'industrie.

Birkheim schob ihn mit den Worten: „die Herren verständigen sich wohl gegenseitig selbst, ich eile einen Notar zu holen" in die Thür hinein und entferne sich dann sogleich wieder.

Der Fremde trat sehr ungenirt mit einer lächelnden Miene ins Zimmer.

„Die etwas eigenthümliche Präsentationsweise meines Freundes Birkheim" sprach er, „nöthigt mich freilich, Ihnen meine Person selbst vorzustellen, mein Name ist von Schlepper, ich bin Rittmeister außer Dienst."

Steinfort der sich bei dem Eintritte des Herrn in nicht geringe Verlegenheit versetzt fühlte, bekam durch dies routinirte Auftreten seine Fassung wieder und nöthigte den Ankommenden sehr artig zum sitzen.

„Mein Freund Birkheim" setzte der Rittmeister in derselben geläufigen Suade die Unterhaltung fort, „hat mir von der Verlegenheit gesagt, in welcher Sie sich gegenwärtig befinden, und da ich stets den Grundsatz habe, meinen Mitmenschen dienstbar zu sein, sogar, wenn es sein muß, mit eigner Aufopferung, so bin ich bereit auch Ihnen zu helfen."

Steinfort stammelte eine etwas unverständliche Antwort, welche seine Anerkennung des gegnerischen Edelmuths darlegen sollte.

„Machen Sie keine Umstände mein werther Herr Lieutenant," sprach der Rittmeister ihm freundschaftlich die Hände schüttelnd, „die Kleinigkeit ist nicht der Rede werth. Ich gehöre stets auch den Freunden meiner Freunde; wir wollen die Sache bald arrangiren."

Der Rittmeister entledigte sich bei diesen Worten eines sehr eleganten Ueberziehers, mit welchem er bekleidet war, setzte Hut und Handschuhe auf einen Ecktisch und nahm möglichst bequem auf dem Sopha Platz.

„Es wird nöthig sein, daß wir unsere Rollen ein Bischen einstudiren," begann er lächelnd von neuem; „erlauben Sie mir, daß ich den erforderlichen Anfang mache. — Höre, lieber Sohn," sprach er mit plötzlich verändertem Ton, „ich habe auf der weiten Reise

einen entsetzlichen Durst bekommen, wie wäre es wenn Du Deinem erschöpften Vater mit einer Flasche guten Weines aushülfst."

Steinfort verstand diesen Wink sehr wohl und fühlte sich in seinem Innern durch die anmaßende Ungenirtheit des Herrn von Schlepper tief verletzt; indeß er hatte sich einmal mit ihm eingelassen und mußte jetzt wohl gute Miene zum schlechten Spiel machen. Er klingelte daher nach dem Bedienten, welchen er jetzt statt des ausgeschiedenen Burschen angenommen hatte und ertheilte ihm die nöthigen Befehle.

„Hast Du vielleicht auch eine Cigarre mein lieber Sohn?" fragte der Pseudovater weiter, „so könntest Du mir auch damit einen augenblicklichen Gefallen erzeigen."

Steinfort biß sich ingrimmig in die Lippen; das Unrecht seiner Handlung, dessen er sich sehr wohl bewußt war, drückte ohnehin lastend auf seinem Gewissen, jetzt sollte er auch das Demüthigende des Uebergewichts erfahren, welches ein ehrloser Mensch durch das eingegangene Bündniß über ihn erhielt und rücksichtslos ausbeutete. Er wollte fast den ganzen Plan fallen lassen, nur die Einbildung, daß er durch die Tyrannei der Gesellschaft und ihrer Einrichtungen dazu gezwungen, ja gewissermaßen dazu berechtigt werde, so wie auch die Rücksicht auf seine Geliebte, hielten ihn davon zurück und bewogen ihn den Anforderungen des Rittmeisters stillschweigend nachzukommen.

Die geforderte Flasche Wein erschien und der Herr von Schlepper machte sich vergnügt an ihre Entsiegelung, indeß der Lieutenant in trüben und finstern Gedanken neben ihm saß.

Wir wissen nicht, ob sein guter Genius nicht doch vielleicht noch die Oberhand bekommen nnd ihn von einem Vorhaben abgehalten hätte, bei dem er seine Ehre zum Pfande ließ, wenn nicht das böse

Prinzip in der Gestalt des Referendarius von Birkheim ihm abermals zur Seite getreten wäre.

Der Genannte erschien in der Begleitung eines kleinen buckligen Mannes, mit einer ungeheuren Habichtsnase und schwarzer sehr abgetragener, hin und wieder stark beschmutzter Kleidung.

Es war der Notarius Schreiber, ein durch seine Frömmigkeit und seinen Geiz in der ganzen Nachbarschaft renommirter Mann.

Der Notarius trug ein ungeheures Paket Papiere unter dem Arm und einen beulenreichen Seidenhut über langen struppigen Haaren auf dem Kopfe.

Der Referendarius unterrichtete ihn, daß er eine Verhandlung über einen zu ertheilenden Eheconsens aufzunehmen habe und stellte ihm darauf den Rittmeister von Schlepper als Major von Steinfort vor, welcher diesen Consens seinem Sohne dem Lieutenant von Steinfort zu ertheilen beabsichtige.

Der Notar, welcher bis jetzt in der Mitte des Zimmers mit dem Packet unter dem Arm gestanden und je nach dem Gange des Vortrages bald den Einen, bald den Andern angesehen hatte, zog ein ledernes Futteral aus der Tasche und setzte sich seine Brille auf die Nase. Darauf nickte er stumm mit dem Kopfe, nahm an dem Tische Platz und entfaltete seine Akten.

„Sie sind also mit Gott entschlossen, Herr Major von Steinfort?“ fragte er mit langsamer heiserer Stimme, den gegenüber sitzenden Rittmeister, „ihrem Herrn Sohn consensum paternum zu seiner ehelichen Verbindung zu ertheilen und judicialiter zu confirmiren?“

„Mit Gott“ antwortete der Rittmeister, indem er das Weinglas prüfend gegen das Tageslicht hielt und dann auf einen Zug leerte.

„Auch wird dieses Sie nicht gereuen und ist in aller Beziehung ein **actus bene approbatus?**"

„Vollkommen approbirt, Herr Notar," versetzte der Rittmeister indem er sich sein Glas neu füllte; „wenn ich Ihr Latein verstehe."

„**Item**" wandte sich der Notar gegen den Lieutenant, „acceptiren der Herr Sohn **paternum consensum** zu einem rechten und echten Ehegelöbniß in aller Zucht und Ehrbarkeit. Handeln auch in vollkommener Willensfreiheit und Willensüberlegung und hat nicht stattgefunden **vis ac metus, dolus** oder **error?**"

„Herr Notar" unterbrach Birkheim ungeduldig den Redefluß, „diese Fragen scheinen mir überflüssig; ich dächte wir nehmen die Verhandlung auf und schlössen den Termin."

„Durchaus nicht Ew. Hochwohlgeboren," versetzt der Justizmann, „kraft meines Amtseides, **juris jurandi officialis**, bin ich gebunden mich zu überzeugen, daß alle Paciscenten in vollkommener Einsicht ihres irdischen Thuns bleiben. Ich frage also den Herrn Lieutenant noch einmal: **item** acceptiren — —"

„Ja wohl, mein Sohn acceptirt," fiel der Rittmeister eiligst ein, welcher mit Grund zu besorgen schien, der ganze Redefluß werde noch einmal beginnen.

„Ich acceptire den Consens," sprach auf das Zuwinken des Referendarius der Lieutenant mit sichtlicher Anstrengung.

„So ist nur noch ein Drittes nöthig," ergriff der Notar wieder das Wort: „Herr Referendarius von Birkheim rekognosciren Sie den hieselbst anwesenden Herrn Major von Steinfort als ihnen von Person wohl bekannt und dispositionsfähig?"

„Ich rekognoscire ihn," versetzt der Referendarius mit rascher fester Stimme.

„Wohlan so schreiten wir zur Aufnahme der Verhandlung."

Der Notar schob sich die Brille auf die Stirn, spitzte seine Feder und schrieb.

Es war ein für Steinfort peinlicher Moment, in welchem der Referendarius gleichmüthig seine Cigarre rauchte, der Rittmeister eifrigst bemüht war die Flasche zu leeren und die verhängnißvolle Justizfeder über das Papier kritzelte.

Hätten nicht Schaam, vielleicht Eitelkeit und die Liebe zu seinem Mädchen ihn zurückgehalten, er würde noch jetzt ein Halt gerufen haben.

Der Notar schrieb schneller als er sprach. Nach einer kleinen Pause spritzte er die Feder aus, nahm das Geschriebene zur Hand und las:

„Verhandelt Berlin, den 21. April 18..

In der Wohnung des Herrn Lieutenants von Steinfort zu Berlin, hatten sich vor dem unterzeichneten Notarius des Königlichen Kammergerichts gestellt:

Der Herr Major von Steinfort auf Braunsdorf.

Der Herr Kammergerichts-Referendarius von Birkheim

und

der Herr Lieutenant von Steinfort.

Der Herr Major von Steinfort erklärte seinem Sohne, dem Lieutenant von Steinfort zu dessen ehelicher Verbindung mit — —"

Der Notar hielt inne und bemerkte: „fehlt der Name der ehrsamen Jungfrau Braut, als welchen ich hiermit mir zu notificiren bitte."

Er richtete sich bei diesen Worten an den Rittmeister von Schlepper, welcher ihm am nächsten saß. Dieser hatte sich um Alles mehr

bekümmert, als um die ihm ganz gleichgültige Antwort auf die an ihn gerichtete Frage. Er blickte daher mit einiger Verlegenheit auf den Lieutenant von Steinfort, welcher aber bereits wieder in seinen düsteren Gedanken versunken war, ohne von dem Vorgange etwas zu bemerken.

Der Referendarius Birkheim erkannte die Gefahr und rief um alles Aufsehen zu vermeiden, schnell einfallend: „Auguste Strohm“. Er glaubte den Namen so gehört zu haben.

„Auguste Strohm“ wiederholte kopfnickend der sogenannte Major, welcher inzwischen mit einiger Geistesgegenwart an dem Glase genippt hatte, gleichsam als sei er dadurch verhindert worden, auf die Frage unmittelbar selbst zu antworten.

„Auguste Strohm“ repetirte der Notar mit feinem, krächzenden Organ, indem er die Feder ergriff, um den Namen ins Protokoll zu tragen.

Diese dreifache monotone Wiederholung des Namens weckte den Lieutenant aus seiner Träumerei, „Auguste Straß,“ rief er in seiner gereizten Stimmung heftig aus „und nicht Auguste Strohm, schreiben Sie keinen Unsinn.“

Der Notar hielt erstaunt inne und betrachtete die Herren. „Hm“ bemerkte er mit eigenthümlichem Kopfschütteln, „sollte hier ein error in essentialibus vorwalten, als da ist in persona der ehrsamen Jungfrau Braut?“

„Durchaus nicht Verehrungswürdigster,“ versetzte der Rittmeister, welcher sich zu fassen begann, „der Herr Referendarius, sprach den Namen falsch aus und ich sprach ihn mechanisch nach, da ich eben überschlug, wie viel mich die Einrichtung meines Sohnes wohl kosten werde. Es ist ganz richtig schreiben Sie Auguste Straß.“

Der Notar warf dem Sprechenden einen stechenden Blick zu, ohne daß derselbe von den Anwesenden bemerkt worden wäre und schrieb den Namen in das Protokoll. Er setzte die Vorlesung fort:

„— — ehelicher Verbindung mit Jungfrau Auguste Straß von hier den väterlichen consensum ertheilen zu wollen. Der Herr Lieutenant von Steinfort acceptirte bestens selbigen Consens und wurden beide Herren von dem, dem unterzeichneten Notar wohlbekannten Referendarius von Birkheim rekognoscirt. Es ist darüber gegenwärtige Verhandlung aufgenommen, von den beiden erstgenannten Anwesenden eigenhändig unterschrieben und mit dem Amtssiegel des Notars besiegelt worden."

Der Notar überreichte jetzt das Dokument dem Rittmeister von Schlepper, welcher sich ohne Anstand als Major von Steinfort unterschrieb.

Der Notar warf einen prüfenden Blick auf den Namenszug, erbat sich alsdann die Unterzeichnung des Referendarius von Birkheim und vollzog das Instrument.

So war der Lieutenant durch eine ungeheure, vor seinen Augen vorgehende Betrügerei in den Besitz des erforderlichen Heirathsconsenses gekommen.

Der Rittmeister umarmte ihn, indem er mit Salbung hinzufügte, „der Himmel wolle zu dieser Heirathsbewilligung den reichen Seegen fügen, welchen ich Dir von ganzem Herzen wünsche, mein theurer Sohn."

Auch Birkheim trat hervor, drückte ihm die Hand und rief pathetisch aus: „Du wirst glücklich werden, es ist ein schönes, geistreiches und tugendhaftes Mädchen."

Der Notar, auf welchen alle diese Gaukeleien berechnet waren,

nahte sich zuletzt indem er dem Lieutenant das Protokoll mit einer tiefen Verneigung überreichte und gleichzeitig auf die angefügte Kostenliquidation wies.

Die Herren entfernten sich. Schlepper in der heitersten Weinlaune, Birkheim mit der gefüllten Brieftasche, welche der Lieutenant ihm übergab, der Notar nachdem er ihnen Beiden noch einmal einen scharfen Blick zugeworfen hatte.

Steinfort war ein unthätiger Zuschauer geblieben. Sein Kopf brannte fieberhaft. Er wußte kaum noch was geschah.

LXVI.

Wieder etwas vom langen Schmuel.

An der russischen Grenze, unweit des Dorfes Kawno erstreckt weit hinein in das Land ein düsterer, dichter Tannenwald seine immergrünen Baumgipfel.

Keine Wege führen durch seine dichten Verhaue, nur der Wilddieb und der Kohlenbrenner betreten diese schauerliche Einöde.

In diesem Walde hat der lange Schmuel jetzt seinen Wohnsitz aufgeschlagen.

Seine Familie ist von ihm, wie der Brief des Fürsten von Prominski an den Major von Steinfort gelehrt hat, in dem Dorfe Kawno selbst untergebracht. Wir erblicken sie in der niederen Gaststube des dortigen Kruggelages.

Der Wirth — wie in dortiger Gegend fast immer — gleichfalls ein Jude, ist, wenn gleich nicht selbst ein Räuber, doch mit allem Raubgesindel der ganzen Gegend befreundet und stets bereit, ihnen, natürlich gegen schweren Lohn, einen sicheren Versteck zu gewähren.

Die Stube starrt von Schmutz.

Die Fenstern sind mit hölzernen Läden geschlossen.

Das ganze Mobiliar besteht in einem langen hölzernen Tisch voll Unrath und zwei hölzernen eben so schmutzigen Bänken.

In der einen Ecke zunächst der Thür befindet sich ein kleiner Kamin, der zugleich als Kochheerd dient. In diesem brennt ein kleines Feuer von kiehnenen Spänen, welches, wie ein alter eiserner Topf verräth, vorhin zur Zubereitung einer Suppe gedient haben mag und jetzt die Stelle einer Lampe vertritt.

Neben diesem Feuer auf einem Strohlager schlafen Schmuels drei Kinder. —

Es neigte schon stark gegen die Nacht.

Die Jüdin saß am Kamin, emsig an einer zerrissen Jacke für ihren Siegbert nähend. Sie suchte durch diese Beschäftigung die innere Unruhe zu bekämpfen, von der sie sich fast bewältigt fühlte. Sie wußte, daß in dieser Nacht endlich das Schicksal ihres Mannes und somit auch das ihre und das ihrer Kinder sich entscheiden sollte.

Sie selbst hatte durch ihre Mittheilungen an den Fürsten diesen Moment herbeigeführt, in dem festen Glauben, daß er Allen zum Heil gereichen werde; dennoch fühlte sie sich jetzt verzagt, bange Zweifel, ob der Rechtmäßigkeit ihres Thuns stiegen in ihrer Brust empor.

Sie hinterging doch immer ihren Mann, dem sie Liebe und Treue geschworen, und durfte sie das?

Sie stand im Begriff, durch ein hinter seinem Rücken getroffenes Einverständniß ihn seiner Freiheit zu berauben, zwar nur zu seinem und seiner Kinder Wohl, wie sie fest glaubte, aber konnte sie sich nicht irren? Wer gab ihr, dem schwachen, nach den Vorschriften ihrer Religion zum unbedingten Gehorsam verpflichteten

Weibe das Recht, so gewaltsam einzugreifen in das Geschick ihres Mannes und ihm eine so bestimmte Wendung zu geben.

Diese und ähnliche Gedanken fuhren der Jüdin durch die Seele und stimmten sie düster und trübe.

Alle Aufmerksamkeit auf die Näherei richtend, suchte sie sich gewaltsam den Schein zu geben, als wenn sie von ihrer Umgebung keine Notiz nähme.

Der lange Schmuel selbst ging mit gemessenen Schritten die kleine Stube auf und ab, zwei scharf geladene Pistolen in der Hand, die er genau revidirte, ob Alles an ihnen in Ordnung und schußfertig sei.

Nachdem dies zu seiner völligen Zufriedenheit ausgeführt war, steckte er die Pistolen in einen unter seinem Kaftan befindlichen Gürtel und ergriff einen schweren, mit Eisen beschlagenen Eichenstab.

So gerüstet schickte er sich, wie allabendlich, auch diesmal an, seine Wanderung nach dem Walde anzutreten, um seine Sicherheit, die er unter Menschen gefährdet zu glauben Grund hatte, von Thieren zu erwarten.

Er trat noch einmal an das Lager seiner schlafenden Kinder, um segnend die Hände über sie auszubreiten und ein kurzes Gebet zu murmeln. Dann beugte er sich nieder und drückte jedem einen Kuß auf die Stirn.

So mächtig zeigten sich die Bande der Natur und die Sprache des Bluts in diesem beutegierigen Räuber, der doch alle Bande zerrissen hatte, die ihn an die bürgerliche Gesellschaft gefesselt hielten, um ungestört seinen Krieg gegen die friedliche Rechtsordnung fortsetzen zu können.

Rasch wandte er sich jetzt zur Jüdin: „Schlaf wohl, Weib!“

sprach er kurz und drehte sich, seine Schritte aus der Thür zu setzen.

Die innere Angst gestattete der Jüdin nicht, länger ruhig zu bleiben; sie sprang auf und warf sich weinend an seinen Hals. Schon hatte sie die Bitte auf den Lippen, ihn anzugehen, diese Nacht das Dorf nicht zu verlassen. Sie schwankte, ob sie nicht doch lieber Alles reumüthig bekennen sollte; doch der Gedanke an ihre Kinder, deren einzige Errettung vom physischen und moralischen Verderben, nur im Beharren auf dem einmal eingeschlagenen Wege zu hoffen war, hielt sie zurück. Sie glaubte ja in Wahrheit auch für das Wohl ihres Mannes nach besten Kräften gestrebt und gerungen zu haben.

Dem Juden schien die große Unruhe seiner Frau auffallend zu werden.

Wir wissen, daß er schon durch manche frühere Vorfälle sich zum Mißtrauen gegen dieselbe hatte bestimmen lassen. Ihr heutiges Benehmen mochte ihn darum stutzig machen, besonders als sie ihm an der Thür noch einmal nacheilte, um sich mit Thränen an seinen Hals zu werfen.

„Was geht mit Dir vor, Weib?“ fragte er strenge. „Was zagst und weinst Du? Ist's denn heute etwa anders als an allen den früheren Tagen, wo ich abendlich in den Wald ging, um mich zu verbergen?“

„Ich weiß es nicht,“ klagte die Jüdin, „wie mir zu Muthe ist; aber ich fühle heute eine Angst um Dich, wie sonst nie. Wenn Dir nur kein Unglück zustößt.“

„Wie soll mir doch ein Unglück zustoßen?“ entgegnete der Jude beruhigend, „stehe ich doch in der Hand meines Gottes und

wird er nicht zugeben, daß mir ein Haar gekrümmt wird auf meinem Haupt wider seinen Willen."

„Ach könntest Du in dieser Nacht nur lieber hierbleiben! Doch ich weiß es freilich, auch dies geschieht nicht ohne Gefahr. So lebe denn wohl! Gott geleite Deinen Weg."

Der Jude betrachtete sie schweigend mit einem durchdringenden Blick und ging, ohne ein Wort zu sagen, zur Thür hinaus.

Die Jüdin aber fiel auf ihre Kniee und betete inbrünstig zu Gott, nicht um das Gelingen ihres Planes, sondern in der stillen Resignation, die sich unbedingt hingiebt an das Walten einer höheren Hand.

Geräuschlos verlöschte sie darauf das Kienfeuer in dem Kamin hüllte sich in ein großes graues Tuch und folgte dem Juden hinaus in's Freie.

Es war eine schwarze, stürmische Aprilnacht, wie man sie in diesen nördlicheren Regionen, wo das Frühjahr spät und unter ungünstigem Stern fast gar nicht einkehrt, wohl kennt.

Der Sturm heulte rauschend durch die Baumzweige und ein feiner, dichter Regen peitschte empfindlich gegen das Gesicht des lautlos dahinschreitenden Weibes.

Rüstig wand sie sich durch den tiefen Morast, zwischen den einzeln liegenden Höfen des Bauerndorfs, oft verfolgt von den klaffenden Hunden. Als sie das letzte Haus hinter sich hatte, wandte sie sich quer feldein und war bald auf der freien Feldmark.

Lauschend stand sie still.

Es war unmöglich, auch nur drei Schritte vor sich zu sehen. Kein Stern leuchtete; nur auf Momente schien ein schwacher Schimmer des Mondes durch die schweren Regenwolken brechen zu wollen, um gleich wieder düsterer verhüllt zu werden.

Eine wilde Eulenschaar kreis'te über dem Haupte der Lauschenden; aus dem entfernten Dorfe drang hin und wieder vereinzeltes Hundegebell zu ihr herüber.

So muthig und entschlossen die Jüdin sich auch in den gefährlichsten Lebenslagen zu benehmen verstanden hatte, so konnte sie doch in dieser Situation eine gewisse Beängstigung nicht von sich abwehren.

Schon glaubte sie die Gegend verfehlt zu haben und strengte vergebens alle ihre Sehorgane an, um irgend einen Punkt neben oder um sich zu erkennen.

Endlich glaubte sie in einiger Entfernung das Rollen eines heranfahrenden Wagens zu vernehmen.

Sie horchte schärfer.

Das Geräusch schien näher zu kommen. Es rührte von stark und schnell auftretenden Rossen her; sie vernahm den Knall einer geschwungenen Peitsche.

Eiligst ging sie darauf zu und entdeckte nun auch die riesige, an einem Scheidewege gelegene Eiche, welche ihr als das nächste Ziel ihrer Wanderung galt.

Behutsam barg sie sich hinter den mächtigen Stamm.

Ihr feines Ohr hatte sie nicht getäuscht.

Nach einer kurzen Weile flog ein offener, leicht gebauter Wagen heran. Auf demselben befanden sich vier Männer, ein fünfter begleitete sie zu Pferde.

Unter der Eiche machten die Ankommenden Halt und verließen die Equipage.

„Hier müssen wir unsere treue Verbündete, die Jüdin, erwarten," sprach eine bekannte Stimme, „sie soll uns der Vorsicht

wegen nur auf den richtigen Weg bringen. In dieser schwarzen Dunkelheit könnte man sich am Ende doch verirren."

„Schön, Durchlaucht," sprach eine andere, ebenfalls oft vernommene Stimme, „wenn sie uns nur nicht warten läßt, denn Zeit werden wir nöthig haben."

Die Jüdin vernahm die Stimmen des Fürsten von Prominski und des Majors von Steinfort, welche sich an dem verabredeten Rendezvous einfanden, um die Expedition zur Aufhebung des Juden vorzunehmen.

Schnell trat sie hinter der Eiche hervor und gab sich den Männern zu erkennen.

Herzlich schüttelten Beide ihr die Hand und machten sich dann sogleich zum Abmarsch fertig.

„Ihro Durchlaucht wollen einem armen Weibe zu Gnaden halten," sprach die Jüdin mit tief bewegter Stimme, „wenn ich noch einmal für das Loos meines Mannes flehentlich Fürbitte einlege. Ew. Durchlaucht haben mir zugesichert, daß ihm nicht der mindeste Schaden an Leib und Leben zugefügt werden soll; ich vertraue auf Ihr fürstliches Wort."

„Sei unbesorgt, Du ehrliches Weib," antwortete der Fürst, von dieser sich stets bekundenden Anhänglichkeit mächtig ergriffen, „mein Wort ist mir heilig. Im Gegentheil, Alles dient zu seinem Nutzen, denn ich werde ihn in die Lage bringen, dem wilden Vagabondenleben entsagen und seine Kinder zu redlichen Menschen heranziehen zu können."

„So danke ich Ew. Durchlaucht noch einmal viel tausendmal," sprach die Jüdin beruhigter.

Es wurde jetzt beschlossen, daß der Reiter, ein Chirurgus, welcher auf alle Fälle aus der Umgegend mitgenommen war, den

Wagen und die Pferde in seine Aufsicht nähme, während die Anderen sich ans Werk machten.

Die Jüdin trat an die Spitze, um als Wegweiser zu dienen.

Hinter ihr reihten sich der Major und der Fürst, der leichteren Bewegung wegen nur in fest zugeknöpfte Regenröcke gehüllt. Sie waren Beide mit scharfen Waffen versehen, da man wenigstens darauf gefaßt sein mußte, daß der Jude, selbst ohne seinem Weibe Mittheilungen gemacht zu haben, zur Sicherheit noch mit einer Anzahl Spießgesellen in Verbindung stand.

Den Beschluß machten der schon genannte Verwalter Müller und der Reitknecht des Fürsten, Beide mit Stricken, Spaten und andern Gegenständen versehen, die nach den Andeutungen der Jüdin bei dem Unternehmen wohl nöthig werden konnten.

So ausgerüstet rückte die kleine Schaar durch die finstre Regennacht gegen den Saum des Forstes, in erwartungsvoller Spannung dem Ausgang des Vorhabens entgegen harrend.

LXVII.

Die Expedition.

Die Jüdinn hatte sich jetzt wieder vollkommen orientirt.

Trotz der fast undurchdringlichen Finsterniß schritt sie hastig voran und bald in den dichten Wald hinein, ohne daß ein gebahnter Pfad ihr die Richtung bezeichnete.

Sie kannte den Wald genau, denn schon oft in früheren Zeiten hatte er ihrem Mann zum Versteck gedient und sie selbst hatte einmal mit ihren Kindern eine Weile daselbst bei ihm zugebracht.

Wir haben sie beim Fortgehen ihres Mannes schwanken gesehen; die wiederholte Versicherung des Fürsten hatte jetzt alle ihre Zweifel beseitigt und ihre Gewissensbisse zur Ruhe gebracht. Er hatte ihr bereits oft versprochen, unter allen Umständen das Leben ihres Mannes zu schonen und ihn niemals in die Hände des bürgerlichen Richters zu überliefern. Sie ließ es sich gleichsam zum Ueberfluß nur noch einmal wiederholen. Dadurch aber gewann

sie Kraft und Muth in eigner Person den Fürsten und den Major mit seinen Dienern zum Schlupfwinkel des Gesuchten zu führen.

Daß der Fürst in der gewaltigsten Aufregung folgte, brauche wir nicht erst zu sagen.

Alle Besorgnisse die er in Berlin im **Hôtel de Paris** empfand, kehrten jetzt im doppelten oder besser gesagt im dreifachen Maße zurück.

Nun bereits zweimal hatte er sich am Ziele Dessen geglaubt, was er für seine höchste Lebensaufgabe hielt und jedesmal hatte ein tückischer Zufall sein Vorhaben vereitelt. Darum zitterte er auch heute wieder vor dem Mißlingen des Plans und beschloß nicht eher an das Gegentheil zu glauben, bis es ihm sichtbar und greifbar zu Händen gekommen sei.

Seine Schweigsamkeit wirkte mittheilend auf die Begleitung, welche gleich wortlos, nur dann und wann über einen Stein, eine Erdscholle oder eine Baumwurzel stolpernd, durch das Dunkel der Nacht vorrückte.

Nach einer starken halben Stunde gelangte das kleine Corps an eine etwas lichtere Stelle des Waldes.

Hier stand die Jüdin still, trat zu dem Fürsten und zeigte mit dem Finger auf die Umrisse eines nahe vor ihnen liegenden etwas erhöhten Erdhügels. Darauf drehte sie sich um und trat schweigend ihren Rückweg an. Das Herz war ihr zu voll um sprechen zu können; die nahende Entscheidung des Geschickes ihres Mannes, die sie so unmittelbar anging und an der sie so thätigen Antheil genommen hatte, lastete centnerschwer auf ihrer Brust.

Nach der Entfernung der Jüdin winkte der Fürst seiner Begleitung sich wieder um einige Schritte mit ihm in die Tiefe des Wal-

des zurück zu ziehen. Nachdem sie weit genug gegangen waren, um sich nicht durch Geräusch zu verrathen, ließ der Fürst die Männer dicht an sich heran treten und theilt ihnen die Art und Weise des projektirten Angriffs mit.

„Nach den Mittheilungen der Jüdin“ sprach er, „enthält jener Erdhügel eine Höhle, welche früher von Kohlenbrennern zum Schutz gegen das Unwetter benutzt worden ist. Ihr Eingang führt durch ein schräge in die Erde laufendes mit Strauchwerk verdecktes Loch, durch welches zur Zeit nur ein Mensch auf dem Bauch hinein zu kriechen vermag. Inwendig erweitert sich der Raum nach allen Seiten und besonders auch gegen die Höhe, so daß mehrere Bewohner Platz haben würden. Die Decke dieser Höhle, welche durch die innere Höhe bedeutend an Dicke verliert, bildet der von uns bemerkte Erdhügel. Unsere Aufgabe muß es jetzt sein, den Juden wo möglich im Schlaf zu überfallen, jedenfalls unvorbereitet zu überraschen und dadurch in leichter blutloser Weise gefangen zu nehmen. Lassen wir ihn Zeit sich zu besinnen, so wird er bei seiner uns bekannten Stärke und Wildheit, unterstützt durch die Begünstigung des Terrains und eine scharfe Bewaffnung sich nicht blos aufs Aeußerste vertheidigen, sondern auch unser aller Leben nutzlos in Gefahr bringen. Mein Plan ist nun dieser. Vor allen Dingen müssen wir offenen Zugang zu ihm zu gewinnen suchen, um von mehreren Seiten zugleich den Angriff gegen ihn vorzunehmen; denn wollten wir einzeln zu ihm in die Höhle kriechen, so würde ihn dies erwecken und uns schon deshalb sehr bedenklich gefährden, weil er alle Vortheile des Lichts hätte. Aus demselben Grunde läßt sich vorne am Eingange nichts weiter vornehmen. Dagegen würde es zweckmäßig sein, wenn wir den Hügel von oben so viel nöthig abschaufelten und uns so gewissermaßen zu ihm hereingrüben.“

„Das ist ja beinahe, als wenn wir einen Dachs oder einen Fuchs aus der Erde holen wollten,“ unterbrach halb lächelnd der Major den Sprechenden.

„Nicht anders mein würdiger Freund“ versetzt der Fürst, „nur mit dem Unterschied, daß der Einzufangende nicht blos die List des Fuchses und die Kraft des Dachses, sondern auch noch die Eigenschaften eines halben Dutzend anderer Bestien in sich vereint.“

„Erlauben Ew. Durchlaucht,“ wandte jetzt der Verwalter Müller ein, „nach meinen praktischen Erfahrungen fürchte ich nur, die Arbeit wird bei unserer geringen Zahl sehr langwierig werden und durch das unvermeidliche Geräusch dennoch nur dazu beitragen, den Juden vor der Zeit zu erwecken.“

„Ich habe hierüber sehr genau Erkundigungen bei der Jüdin eingezogen,“ versetzte der Fürst und kann darnach Ihre Bedenken beseitigen. Der Hügel ist nur vorne mit Gestrüpp bewachsen und bietet oben eine glatte Fläche aus sehr leichten lockeren Sandboden. Die Schaufel wird eben so mühe- als geräuschlos eindringen und die Decke, welche, wie ich schon bemerkt habe, nur sehr dünn sein soll, wahrscheinlich sehr schnell einstürzen. Was dann geschieht oder zu thun bleibt müssen wir erwarten. Schaden kann dabei, außer einem kleinen Fall, Niemand nehmen, weil das Terrain außerordentlich weich ist. Dies wird gleichzeitig verhindern, daß der herabstürzende Sand die Person des Juden nicht gefährde. Alles kommt nur darauf an, daß das Geschäft des Durchgrabens so geräuschlos und so schnell als möglich vollzogen werde.“

„O da seien Ew. Durchlaucht unbesorgt,“ antwortete der Verwalter, „der Reitknecht da und ich, wir sind ein Paar Ackersleute,

die es verstehen Hacke und Schaufel zu führen. Der Herr Major, unser braver Gutsherr, wird das wohl bezeugen wollen."

„So lassen Sie uns ungesäumt ans Werk gehen," redete der Fürst; „nehmen Sie die Spaten und die Stricke auseinander und übergeben Sie mir die letzteren. Ich wünsche sie jedenfalls nur dann zur Anwendung zu bringen, wenn die Wildheit des Juden jedes gütliche Zureden abweisen sollte."

Leise schlichen die Männer gegen die Höhle heran.

„Steigen Sie jetzt von den Seiten auf die Oberfläche des Hügels und beginnen Sie Ihre Arbeit," kommandirte der Fürst. „Der Herr Major und ich, wir werden uns unweit des Einganges niederkauern, um den Juden, falls er aus demselben herausbrechen sollte, in Empfang zu nehmen."

Der Ordre wurde pünktlich Folge geleistet.

Der Fürst und der Major stellten sich, für den ärgsten Nothfall die blanken Degen in der Faust, vor dem Eingange auf. Die beiden Diener des Majors begaben sich auf dem Hügel und begannen die Decke so schnell und geräuschlos als möglich mit ihren Werkzeugen abzugraben.

Mitternacht war lange durch.

Im finstern majestätischen Schweigen lag der Wald da, nur belebt durch das meeresähnliche Windgebrause, welches in seinen Baumzweigen dahin fuhr. Noch immer träufelte leiser Regen herab.

Der Mond trat auf eine Sekunde hinter einer schwarzen Regenwolke hervor und beleuchtete die seltsame Scene, die in seinem unsichern Licht an Gespensterhaftigkeit gewann.

Das Ganze glich dem tollen Spucke der Ammenmärchen, in welchen Berggeister oder ähnliches Gelichter, den Befehlen ihres

mächtigen Gebieters gehorchend, zur mitternächtigen Stunde Schätze graben.

Das feuchte Wetter erschwerte die Arbeit des Grabens wesentlich, doch wußten die rüstigen Männer sie wirksam zu fördern, geräuschlos die abgegrabene Erde hinter sich werfend. Schon hatten sie ohne Störung ihre Bestrebungen eine gute halbe Stunde fortgesetzt, als der Spaten des Reitknechts die Decke durchstieß und einen kleinen Erdklos auf den Körper, des bis jetzt schlafenden Juden, herunter fallen ließ.

Dieser erwachte, sah durch die Spalte den Schimmer der grauen Morgendämmerung hereindringen und sprang entsetzt in die Höhe.

Gespannt horchte er auf die Vorgänge außerhalb seiner Höhle.

Die Grabenden, welche die Oeffnung bemerkten und das Herunterfallen der Erdscholle gehört hatten, hielten gleichfalls erwartungsvoll mit ihrer Arbeit inne.

Der Jude neigte sein Haupt gegen die Oeffnung, er vernahm den lauten Athem der von der Arbeit verschnaufenden Männer und die fürchterliche Gewißheit verrathen oder doch entdeckt zu sein, drang in sein Inneres.

Schnell war sein Entschluß gefaßt.

Sein eigenthümlicher Scharfsinn sagte ihm, daß er nicht klug thun würde, durch den gewöhnlichen Eingang seinen Weg zu nehmen, daß vielmehr bei der Ungewißheit über die Zahl und die Stärke seiner Gegner, die einzig mögliche Aussicht auf Rettung darin bestehe, die Letzteren zu überraschen.

Leise zog er daher die Pistolen aus seinem Gürtel und spannte die Hähne. Darauf bemächtigte er sich eines hölzernen Schämels, des einzigen Möbelstücks, welches ihn in die Höhle begleitet hatte,

stellte sich mit den Füßen darauf und stemmte sich mit dem breiten Rücken gegen die Erddecke der Höhle.

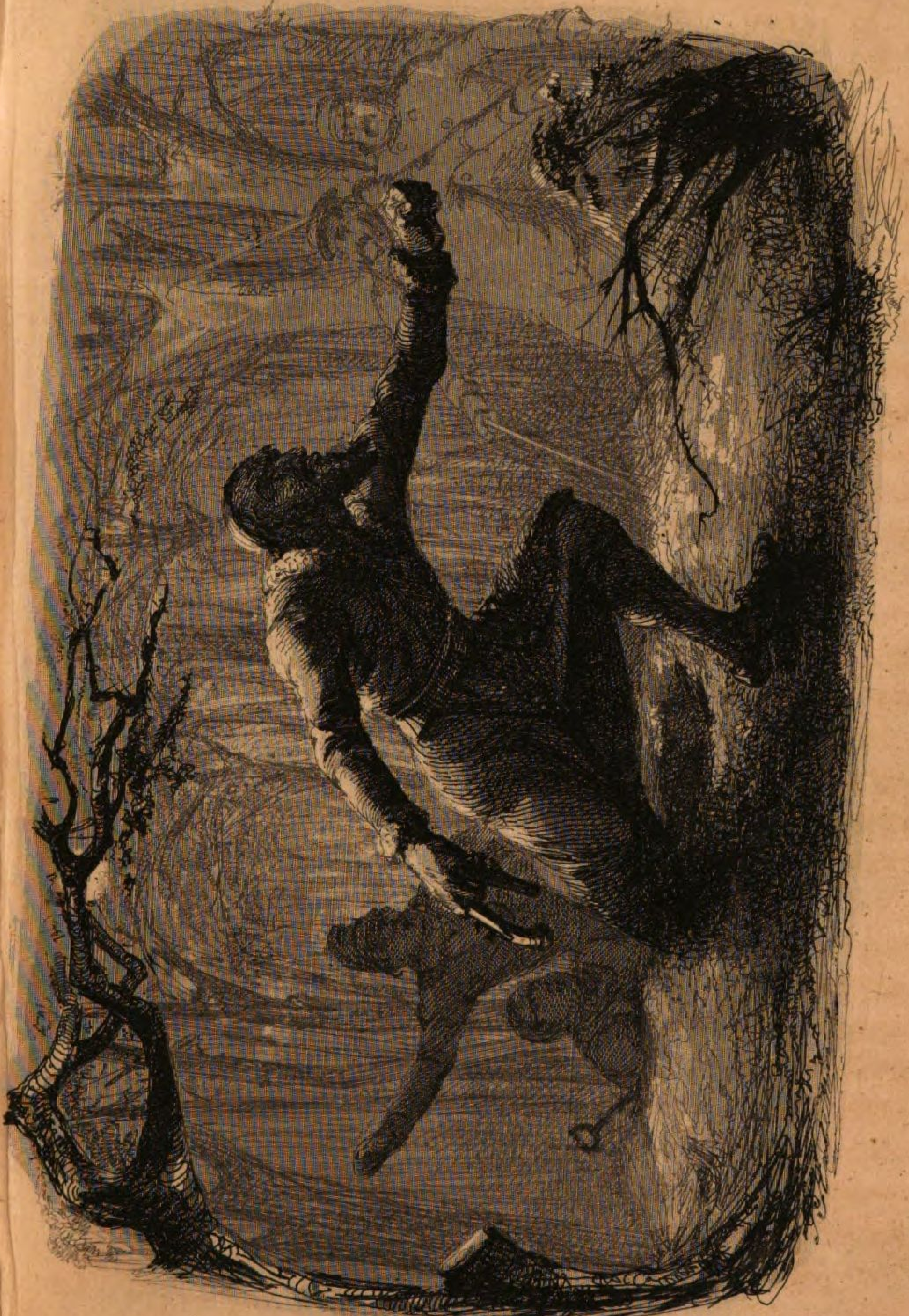
Die ganze Kraft seines riesigen Körperbaues zusammen nehmend, riß er mit einem so gewaltigen Ruck die Fläche auseinander, daß der Verwalter und der Reitknecht rechts und links neben ihm in die einsinkende Höhle stürzten. Behende sprang er in die Höhe und suchte ohne sich weiter umzusehen, das Dickicht zu gewinnen. Doch sein Verhängniß ereilte ihn. Als er den Hügel herabsetzte, um sich durch das Gesträuch zu winden, wurde der Drücker der einen Pistole von einem Baumzweig gefaßt. Donnernd entlud sich der Schuß und der Gauner stürzte mit einem dumpfen Schrei zu Boden.

Rasch eilten der Fürst und der Major zu dem Niedergesunkenen. Der Erstere gerieth außer sich, denn er fürchtete den Juden am Ziel aller Anstrengungen nur als Leiche zu besitzen.

Eine mitgebrachte Laterne wurde angezündet; man überzeugte sich, daß der Jude noch athme. Die Kugel war ihm auf der linken Seite in die obere Brust gedrungen, aus welcher ein Strom dunklen Blutes hervordrang.

Der Inspektor, welcher auf dem Lande ein Bischen von der Wundarzneikunde betrieb, versuchte das Blut so gut es gehen wollte, zu stillen. Der Jude war in tiefe Bewußtlosigkeit gesunken und schien von seiner Umgebung nichts wahr zu nehmen. Mit vereinten Kräften trug man ihn bis an den Saum des Waldes, worauf der Reitknecht vorauseilte, um den Chirurgus nebst den Wagen aufzusuchen und herbei zu holen.

Beides war glücklicherweise bald geschehen und der Aesculapiusdiener, welcher sich mit allen nöthigen versehen hatte, legte einen kunstgerechten Verband an. Er untersuchte den Puls des Juden



und entschied dann, daß derselbe für den Augenblick ohne Verschlimmerung des allerdings bedenklichen Zustandes eine Reise würde antreten können.

Auf dieses Gutachten hin, wurde die Fahrt, wie es bereits zum Voraus beschlossen war, sofort nach dem Gute des Majors von Steinfort unternommen.

LXVIII.

Das Puppentheater und was sich dort begiebt.

Karl Moor hatte seine Amalie glücklich umgebracht, der Vorhang fiel und das entzückte Publikum klatschte und trampelte mit allen vier Extremitäten betäubenden Beifall.

Karl Moor hatte allerdings ausgezeichnet gebrüllt und die Zuschauer hätten ihn sicher heraus gerufen, wenn diese Sitte bereits bis in ihre Region gedrungen wäre. Allein hier lebte man noch in reiner Theater-Unschuld, denn hier war das Publikum des Puppenspielers Leidenthal, der seinen Gönnern einen herrlichen Genuß durch die Darstellung der Räuber geboten hatte.

Der Schauplatz war der bekannte Dianasaal in der neuen Straße, zu welchem man sich durch den Hausflur des Vorderhauses über einen schmalen dunklen Hof eine finstere Treppe hinauf nach dem Hinterhause verfügen mußte.

Das Publikum richtete sich in seinen kritischen Anforderungen,

billigerweise nach dem Standpunkt seiner Bildung, welcher wieder einigermaßen mit der jeweiligen bürgerlichen Stellung desselben zusammenhing.

Man erblickte hier Torfweiber, Holzhacker, Bücklingsmädchen, Wollsortirinnen, Obsthändler, Diebe, Grisetten unterster Klasse, gewerbsmäßige Trunkenbolde und anderes Gelichter.

Die Unterhaltungen nach dem Schluß des Stücks ergingen sich über dasselbe in wohlbegründeten Betrachtungen, welche in dem hier eigenthümlichen berliner Straßenjargon bunt durch den Saal schwirrten.

„Ich weiß man gar nich," meinte eine alte braunrunzlige Torfmatrone mit rothem turbanmäßig aufgebundenem Kopftuch, welche schon seit Jahren von allen ihren Colleginnen als Stern erster Größe geachtet und vermöge ihres unbesieglichen Mundwerks auch wohl gefürchtet wurde, „ick weiß man nich, warum der Kerl det Mächen eigentlich dodtschießt, er könnte ja mit ihr auskneifen und anderwärts flott und fidel leben?"

„Des könnte er Mutter Stuckerten," antwortete ein Stiefelputzer, dessen Bildung sich aus seinem Umgang mit Studenten und Referendaren entwickelt haben sollte, „wenn er nicht Karl Moor wär', aber Karl Moor kennt die Menschheit und sagt, darum keene Feindschaft nich."

„Des verstehst Du nich Tante," sprach eine ziemlich passable Blondine zu der Torfpotenz, „des macht ja eben die schwerenoths Lübe. Glücklich allein is die Seele, die lübt, sagt ein gewisser Clauren. Ach der Clauren macht sehr scheene Geschichten."

Die Blondine seufzte ganz erbärmlich. Sie hatte beiläufig bemerkt, einen sehr starken Handel mit Schwefelhölzern.

Auch bekannten Gesichtern begegnen wir hier. Unser Freund

Maulspitzer steht zum Beispiel in ungewöhnlich guter Kleidung in einer Ecke und demonstrirt einem zu spät gekommenen Freunde mit welcher unnachahmlichen Grazie Carl Moor seine Amalie todtgeschossen habe.

Auch Aalauge und die Chonte treten ein; der erstere noch düsterer und bleicher wie gewöhnlich in der neueren Zeit, die letztere ausgelassen lustig.

So wie der Maulspitzer das Aalauge erblickte, stürzte er auf ihn los, zog ihn in eine Ecke und fragte ihn mit vieler Unbefangenheit, ob er bei dem verunglückten Einbruch im **Hôtel de Paris** unversehrt entkommen sei?"

Beide hatten sich seit jener Zeit noch nicht wieder gesehen, wie das in den großstädtischen Verhältnissen Berlins nichts ungewöhnliches ist und der Maulspitzer konnte somit auch seinen Klageliedern über den Verlust des schönen Massematten nicht wohl früher Luft machen. Doch war es ihm augenblicklich nur um eine Gelegenheit zu thun, dem Aalauge eine passende Geschichte darüber vorzutragen, wie er bei dem Einbruch entkommen sein wollte. Er wußte nämlich daß seine Verhaftung, zu welcher der Polizeirath X. wider Willen und nur zum Schein im **Hôtel de Paris** schreiten mußte, seinen Spießgesellen bekannt geworden war und daß es jetzt natürlich großes Aufsehen erregen mußte, ihn in Berlin so schnell wieder auf freien Füßen zu sehen. Um dies zu erklären und die argwöhnischen Gauner nicht auf die rechte Fährte, das heißt auf sein Einverständniß mit dem Polizeirath X. schließen zu lassen, hatte er es für das Beste gehalten, die Thatsache seiner Verhaftung ganz in Abrede zu nehmen und lediglich als eine Erfindung müßiger Köpfe darzustellen."

„Ich war eben ins Fenster gestiegen," erzählte er im Fluß seiner Rede weiter, „als ich heftig niesen hörte und fast im selben

Moment auch ein Gens'darm auf mich zu stürzte um mich zu packen. Der Jude, welcher den Kopf nur erst ins Fenster gesteckt hatte, verschwand sogleich; mich aber ergriff ein solcher Schrecken, daß ich mich im Augenblick nicht zu fassen wußte. Doch zwei Sekunden später hatte ich meine Geistesgegenwart wieder, trat den Gens'darm mit einem kräftigen Bauchstoß zu Boden und schwang mich zum Fenster hinaus. Die Leiter hinab zu steigen, schien mir zu langsam, ich sprang also über alle Sprossen hinweg, erreichte unversehrt den Fußboden und rannte davon. Glücklicherweise war es im Zimmer so finster, daß mich Niemand erkannte und so bin ich denn mit dem blauen Auge davon gekommen."

Wie bemerkt log Maulspitzer dem Aalauge die ganze Geschichte wörtlich vor, denn der Polizeirath X. hatte ihn nach dem Verunglücken des Planes unwillig laufen lassen, da er mit ihm, als seinem Helfershelfer, am wenigsten etwas anzufangen im Stande war.

Aalauge hörte zwar aufmerksam zu, machte aber eine sehr ungläubige Miene, denn der Portier hatte die Verhaftung des Maulspitzer zu ausführlich und genau angegeben, als daß Alles hätte auf reiner Erfindung beruhen sollen. War aber die Verhaftung, wie es schien, wirklich vorgekommen, wie konnte dann Maulspitzer, der nach der allgemeinen gaunerischen Abschätzung wenigstens fünfundzwanzig Jahre Zuchthaus abzubüßen hatte, schon wieder auf freien Füßen sein?

Das Aalauge schöpfte einen starken Verdacht.

Wie die Sache lag, mußte der besprochene Diebstahlsplan nothwendig der Polizei durch einen Vigilanten verrathen sein. Dazu konnten nur zwei Personen mitgewirkt haben: — der Maulspitzer und die Kunstreiterin.

Zwischen Beiden schwankte Aalauge.

Maulspitzer sein alter treuer Genosse sollte ein Slichner geworden sein? Das schien ihm fast unmöglich. Wäre dem wirklich so gewesen, so hätte er alles Vertrauen auf Menschenwerth verlieren müssen, wenigstens unter Gaunern gab es dann nicht Treue und Glauben mehr. Andererseits aber, sollte er auf Franziska seinen Verdacht werfen, — die er täglich mehr mit leidenschaftlicher Liebe zu umfassen begann, für die er Hab und Gut, selbst das Leben geopfert hätte? Hier wurde der Verdacht sogar durch den Juden unterstützt, der mit seinem scharfen Verstande sogleich eine Reihe von Argumenten für seine Ansicht angeführt hatte.

Aus diesem Dilemma wußte das Aalauge sich nicht heraus zu ziehen. Er war von demselben schon lange hin und hergerissen worden und darin lag auch die Ursache seiner letzten verstörten Erscheinung im Keller des buckligen Jobs.

Als der Maulspitzer seine Erzählung beendet hatte, sah der Erstere ihn, ohne eine Silbe zu erwiedern, starr an, zuckte die Achseln und schüttelte ungläubig mit dem Kopf.

Die Brust war ihm zu furchtbar gepreßt um sprechen zu können.

Von der Freundschaft oder von der Liebe verrathen; Eins erschien ihm so schrecklich als das Andere.

Aalauge schien wirklich noch nicht ganz abgestumpft zu sein, wenn auch nur für das, was er sein Recht nannte. Und selbst dies verdiente Anerkennung unter einer Klasse der Gesellschaft, wo Jeder den Eingebungen des eigenen Interesses folgte, und Alle die Feinde Aller waren.

Inzwischen war das Theater unter den geschäftigen Händen des Herrn Schauspieldirektor und seiner Leute verschwunden und statt dessen hatten auf dem leeren Bühnenraum drei Bierfiedler Platz genommen, welche eine herzzerreißende Tanzmusik ertönen ließen.

Dazwischen schrillte alle fünf Minuten die sogenannte Groschenklingel, zum Zeichen, daß die tanzenden Herren dem Orchester mit einen Silbergroschen verschuldet seien und durch fortgesetzte Bestrebungen ein zweites Abonnement auf jene Summe eingingen.

Es entstand ein wildes Gerase und Gespringe im Dianasaal, nur unterbrochen durch das kleine Getümmel Derjenigen, welche gleichzeitig hier oder dort eine Ehrensache thätlich zu entscheiden für gut fanden. Das gehörte aber meistentheils so zu den Gewöhnlichkeiten dieses Lokals, daß Niemand Notiz nahm, sobald nur nicht Einer gleich auf dem Platze umsank, oder die Sache sonst irgend wie einen ernsteren Charakter annahm.

Die einzigen Freudenstörer waren zwei Kellnerburschen, welche mit scheelen Blicken die Thüre hüteten, um das unbezahlte Verschwinden der Schnapps- und Bierconsumenten zu verhindern. Für letztere war nämlich eine Art von Büffet in einem Nebenzimmer aufgeschlagen.

Unter diesem allgemeinen Jubel stand die blonde Schwefelholz-Händlerin oder Schwefelholzmarie, unter welchem Namen sie uns bekannter sein wird, müßig neben dem Orchester. Ihr Pousseur, ein fortgejagter Friseurbursche, saß in einiger Entfernung und starrte brummend vor sich hin. Er hätte gern mit der Poussade getanzt, allein es fehlte ihm an den erforderlichen Groschen.

Wir müssen bemerken, daß Schwefelholzmarie einen gewissen Grad von Bildung besaß, den sie durch die Vermittelung eines ehemaligen Geliebten erworben hatte, welcher als Leihbibliothekar-Laufbursche ihr unentgeldlich seine Romane verabreichte. Dies war der Grund, daß sie nicht ihrerseits den Pousseur zum Tanze aufforderte und für den Fall der Weigerung mit einer Ohrfeige, hier „Katzenkopf“ genannt, belohnte. Sie hielt es für ebenbürtiger, dem Ver-

ächtlichen, der keine Tanzgroschen hatte, schweigend ihren Unwillen empfinden zu lassen.

Jetzt spielten oder richtiger gesagt kratzten die Musiker einen Schottischen, der allemal mit besonderer Wildheit getanzt wurde und etwa das sein sollte, was in Paris der Cankan ist.

Aalauge der bis dahin unthätig vor sich hingebrütet hatte, sprang auf, ergriff die Chonte, welche mit der Kellerjette im Gespräch begriffen war und tanzte mit ihr, wie rasend im Saale umher. Darauf schleuderte er sie wie ein abgenutztes Werkzeug auf eine Bank, stürzte sich auf die Schwefelholzmarie und riß nunmehr diese willenlos in den wilden Tanzreigen.

Hiermit verletzte das Aalauge eins der unverbrüchlichsten Gesetze der Kneipe, wonach Niemand ohne Erlaubniß des Liebhabers mit einem fremden Mädchen tanzen darf.

Der Schwefelholzpousseur innerlich gereizt, daß er nicht selbst mit seinem Mädchen tanzen konnte, wurde durch das Beginnen Aalauge's in grimmigen Zorn versetzt. Wüthend sprang er unter die Tanzenden, riß das Mädchen aus Aalauge's Arm und schleuderte es gegen den Erdboden, das es fast ohnmächtig liegen blieb.

„Wie kannst Du Dich unterfangen, ohne Erlaubniß mit meiner Poussade zu tanzen?!“ schrie er, seine Faust drohend nach dem Gegner ausreckend, „ein Donnerwetter soll Dich holen.“

Schnell versammelte sich eine zahlreiche Menge von Zuschauern um die Streitenden. Man vernahm den Freudenruf: „Hurrah! es wird 'ne scharfe Keilerei geben.“

Aalauge in seiner ebenfalls gereizten Stimmung, die er durch sein Beginnen nur zu übertäuben gedachte, war nicht geneigt dem Kampfe aus dem Wege zu gehen. Eben verwickelte er im raschen Griff seine Hände in das wollige Haupthaar des Gegners, um ihn

zur Erde zu werfen, als von allen Seiten der Ruf ertönte: „Ruhe, Ruhe, es kommt Polizei!“

Dies Donnerwort trennte die Streitenden mit Blitzesschnelle.

Aalauge hatte sofort seine ruhige Besonnenheit wieder gewonnen. Es konnte ihm nicht daran gelegen sein, in irgend eine Berührung mit den Polizeibeamten zu gerathen. Schnell wußte er sich zu helfen. Er sprang auf die Bühne und kroch durch eine Versenkung in den unteren hohlen Raum. Hier traf er mit der Chonte zusammen, welche entweder aus Sympathie der Seelen oder aus gleichem Rettungsinstinkt denselben Gedanken mit ihm gehabt hatte.

Der Schwefelholzpousseur ließ seinen Gegner ruhig gewähren, denn im Reich der Gauner geht es allemal eben so zu, als in den guten Zeiten des römischen Freistaats. Sobald ein auswärtiger Feind anrückt, hören alle inneren Streitigkeiten auf und Alles vereint sich zur gemeinschaftlichen Abwehr.

Maulspitzer war trotz des allseitigen Schreckenrufs ruhig in einer Ecke bei seiner Branntweinflasche sitzen geblieben, hinter welcher er sich seit seiner Unterhaltung mit dem Aalauge niedergelassen hatte. Er glaubte entweder nichts zu fürchten zu haben oder er hatte sich so in das Glas vertieft, daß er der klaren Sinne nicht mehr ganz mächtig war.

Die übrigen Gäste hatten sich einen Augenblick scheu umgesehen, die Musik war verstummt, es war tiefste Stille eingetreten, — doch eben nur einen Moment, denn schon im nächsten wurde Allen die Nothwendigkeit klar Jegliches zu vermeiden, was irgend als besondere Rücksichtnahme auf die Polizei erscheinen konnte. Es entstand ein neuer Versuch zur Beweglichkeit, die aber von allen Seiten so viel Beklommenes hatte, daß man erkennen konnte, wie den tollsten Schreiern das Wort in der Kehle stecken blieb.

In diesem fast komischen Moment allgemeiner Verlegenheit der an den Wänden Umherstehenden trat der Kriminalcommissarius W. in den Saal. Da gab der Schutzgott der Diebe einem der Anwesenden den Ausruf in den Mund: „einen Schottischen!“ und brausend toste es durch den Saal: „einen Schottischen! einen Schottischen!“ Die Fiedler strichen drauf los und ein Tanz begann, als ob eine Schaar von Bachanten losgelassen sei.

Der Kriminalcommissarius trat mitten in den Saal, sah sich spähend ringsum und erblickte den Maulspitzer in seiner Ecke sitzend.

Er trat auf ihn zu und sprach; „komm einmal mit heraus.“

Der Gauner gehorchte ohne ein Arges zu denken; draußen aber erwarteten ihn zwei Gensd'armen, welche sich seiner bemächtigten, ihn in eine bereit stehende Droschke setzten und mit ihm davon fuhren.

Aalauge hatte unter seinem Bühnenraum das Hinausgehen des Maulspitzer mit dem Kriminalcommissarius wahrgenommen. Von seinem Verdacht gegen den Ersteren gestachelt, schlich er leise hinterher, fast schon überzeugt den Verräther jetzt auf der That ertappt zu haben. Zu seinem maßlosen Erstaunen aber bemerkte er, daß Maulspitzer selbst ergriffen und zur Verhaftung abgeführt wurde.

Dies schien unzweifelhaft mit dem Einbruch im **Hôtel de Paris** zusammen zu hängen. Er hatte also dem Genossen in seinem Inneren ein großes Unrecht zugefügt.

Um so fester stand es jetzt, daß nur Franziska die Verrätherin gewesen sein könne. Dies erfüllte das Aalauge mit stechendem Schmerz. Seine Liebe hatte ihn bewogen, ihr sein Vertrauen zu schenken und mit mehr als Undank, mit Betrug, hatte sie ihm gelohnt.

Knirschend schlich er sich fort aus dem lärmenden Gewühl.

Aalauge war ein nichtsnutziger Bube, ein Spitzbube, wie alle

seine Genossen, also ein Verächter von Treu und Glauben. Und doch machte es einen erschütternden Eindruck auf ihn, als er sich dort hintergangen sah, wo er einmal geglaubt, wo er auf Treue gerechnet hatte. Dies war eine Inkonsequenz, aber eine solche, die unwillkürlich Zeugniß giebt, von der edleren Natur des menschlichen Geistes, welche gleich dem Stern in dunkler Nacht oft dort sich bekundet, wo fast Verzweiflung die Brust des Menschenfreundes ergreifen möchte.

LXIX.

Marie Berthold.

Die Kunstreiterin hatte inzwischen das Haus des Geheimraths Berthold nicht aus den Augen gelassen.

So sehr das bessere Gefühl des Geheimraths sich auch sträubte, ihr schlaues Benehmen übte einen so unwiderstehlichen Zauber über ihn aus, daß er sein früheres Versprechen gelöst und sie bei Gelegenheit einer Fete mit seiner Tochter bekannt gemacht hatte.

Franziska, die jede Rolle zu spielen wußte, verstand auch bald das volle Vertrauen Mariens zu gewinnen.

Es mußte ihr dies um so leichter werden, als Marie bisher, wie wir wissen, fast von allem, und so auch von jedem weiblichen Umgange abgeschnitten gewesen war. Ihre Mutter hatte sie sehr früh verloren, vom Vater war sie seitdem in fast klösterlicher Abgeschiedenheit gehalten worden und so fand sie in Franziska fast das erste Wesen, das ihr liebe- und vertrauensvoll entgegen kam.

Die Zuneigung stieg mit den weiteren Einwirkungen, welche die Kunstreiterin auf ihre Lebensverhältnisse ausübte.

Daß ein junges Mädchen, hübsch, reich, die Tochter eines angesehenen Mannes, der inmitten der Welt lebte und selbst viel Welt bei sich sah, große Sehnsucht nach den Vergnügungen und Genüssen dieser Welt hegte, war sehr begreiflich. Die Sehnsucht stieg mit der Strenge, mit welcher der Vater sie ihr versagte und es bedurfte nicht erst der reizenden und anlockenden Erzählungen des Referendarius um ihr zu sagen, daß sie sich in der Gesellschaft vermuthlich besser gefallen würde, als in ihren vier Wänden.

Die Kunstreiterin nahm sich auch hier ihrer an.

Sie wußte es dem Geheimrath begreiflich zu machen, daß er ein junges Mädchen, das einmal für das Leben bestimmt sei, auch in dasselbe einführen müsse. Sie hatte sich namentlich dagegen ausgesprochen, das Mädchen von allen Vergnügungen auszuschließen, und wirklich es dahin gebracht, daß der Geheimrath erst für das Theater und später sogar für Bälle und andere Lustbarkeiten seine Zustimmung gab, ja selbst solche in seinem Hause veranstaltete.

Die natürliche Folge davon war, daß sich ein immer innigeres Einverständniß zwischen der Kunstreiterin und dem Fräulein Berthold entwickelte, welches bei dem Feuer und der Lebenskraft der Ersteren wenig durch den Unterschied der Jahre verringert wurde.

Nachdem der Geheimrath einmal den ersten Schritt gethan, war er natürlich sehr bald auch zu den andern gezwungen und schon durch seine mannigfachen Amtsgeschäfte genöthigt worden, seine Tochter ganz der Kunstreiterin zu überlassen. Er suchte sein mahnendes Gewissen einigermaßen dadurch zu beschwichtigen, daß er der Letzteren das feierliche Versprechen abnahm, Marie nirgends hinzuführen oder in keine Bekanntschaften zu verflechten, die mit den eigentlichen Lebenskreisen der Kunstreiterin oder den Damenthees, wie er sie selbst in seinem Hause zu geben pflegte, in Verbindung

ständen. Damit glaubte er genug gethan zu haben, und beruhigte sich um so lieber dabei, als er sonst den Unwillen der Kunstreiterin zu erregen glaubte, den der wollüstige Schwächling mehr fürchtete als Alles Andere.

Es muß endlich noch eines dritten Moments gedacht werden, welcher ganz besonders darauf einwirkte, aus den beiden Freundinnen ein Herz und eine Seele zu machen.

Seitdem die Kunstreiterin den Referendarius von den Ansichten des Geheimraths über eine Verbindung zwischen ihm und Marie unterrichtet hatte, war zwar von dem Ersteren geflissentlich alle Annäherung an das Mädchen in Gegenwart des Vaters vermieden worden. Dennoch aber mußten dem Letzteren entweder die fortgesetzten Bewerbungen des Liebhabers nicht ganz entgangen sein, oder Aeußerungen von Seiten seiner Tochter hatten ihn aufmerksamer auf das Verhältniß gemacht, kurz, er hatte dem Referendarius ausdrücklich seinen entschiedenen Willen, niemals einen Eidam in ihm anzuerkennen, ausgesprochen. Einige Zeit darauf war demselben sogar das geheimräthliche Haus verboten worden und die Unterstützungen, welche er nach wie vorher erhielt, wurden ihm durch die dritte Hand ausgezahlt. Diese Maaßregel schien mit der Absicht des Geheimraths in Verbindung zu stehen, seine Tochter anderweitig unter die Haube zu bringen, denn einige Zeit nachher eröffnete er ihr, daß er binnen Kurzem in einem jungen pommerschen Edelmann vielleicht ihren künftigen Ehegatten zu begrüßen hoffen dürfe.

In allen diesen Herzensnöthen blieb die Kunstreiterin die einzige Vertraute, welche der verfolgten Liebe mit Rath und That zur Seite stand. Sie gab dem Mädchen gute Lehren, wie sie den Vater zu nehmen habe, um sich klüglich in ihn zu fügen, sie sagte

für den Fall, daß der junge Pommer wirklich ankommen würde, was sich glücklicherweise wieder in die Länge zu ziehen schien, ihre eingreifende Vermittlung zu und endlich — was die Hauptsache war — sie gestattete dem Liebespaar, nach dem Verbot des Geheimraths, mit der größten Bereitwilligkeit in ihrer Wohnung sichere und fast tägliche Zusammenkünfte. Ja, ihre aufopfernde Freundschaft ging so weit, daß sie selbst dazu aufforderte, und um jede Störung zu hindern, nicht selten mit dem Geheimrath Opern und Concerte besuchte, oder auch mit ihm kleine Ausflüge unternahm, während Marie und der Referendarius in ihrer Wohnung ganz sich selbst überlassen blieben.

Alle diese Verhältnisse und Zustände, welche sich im Laufe des Winters gestalteten und in Mariens ganzer Lage eine Radikalreform erzeugten, hatten, wie bemerkt, den innigsten Freundschaftsbund zur Folge gehabt und seit dem Beginn des Frühjahrs verging fast kein Tag, wo nicht Marie mit der Kunstreiterin auf der Promenade oder auf einer Spazierfahrt, oder im Theater, oder anderswo zusammen gesehen wäre.

Eine Hauptvergnügung Mariens war insbesondere das Reiten.

Franziska hatte ihr hierin auf ihre Bitte unter Zustimmung des Vaters selbst Unterricht ertheilt und beide Damen tummelten sich jetzt in den Mittagsstunden mit ihren Rossen lustig auf den Chausseen des Thiergartens umher. Bald gesellten sich auch einige Herren dazu, anfangs ältliche, vom Geheimrath autorisirte, dann aber jüngere, welche die Kunstreiterin herbeizog und denen sich regelmäßig Birkheim anschloß. So bildete sich allmälig eine Cavalkade, die in tollen Reitkünsten excellirte und dadurch die Aufmerksamkeit der ganzen Berliner Promenadenwelt erregte.

Wollte es nun auch dem Geheimrath wirklich einmal erscheinen,

als ob dieses herumschweifende Vagabondenleben seinem Kinde nicht eben wünschenswerth sein könne, so bedurfte es nur eines schmollenden oder eines kosenden Blickes der Kunstreiterin, um ihn sofort zur Ruhe zu bringen. Auch darf wohl angenommen werden, daß er in dem bewegten Leben der Residenz und bei ihren ausgedehnten lokalen Verhältnissen kaum die Hälfte aller Vorkommenheiten erfuhr, — allerdings für einen gewissenhaften Vater um so mehr Veranlassung, sein Kind nicht aus den Augen zu lassen.

Eins konnte indeß doch seinen Blicken nicht ganz entgehen, nämlich die Wahrnehmung, daß die Gesundheit des Mädchens bei dieser wilden und regellosen Lebensweise zu leiden begann. Mariens blühende Gesichtsfarbe verwandelte sich in eine vorherrschende Bläße, sie klagte über Uebelkeiten, Kopfschmerz, Schwindel, ihre jugendliche Lebhaftigkeit wich einem stillen melancholischen Wesen, und sie konnte nur dann auf Stunden zu ihrem früheren Frohsinn umgestimmt werden, wenn sie sich auf's Neue rauschenden und lärmenden Freuden ergeben durfte.

Der Geheimerath suchte die Kunstreiterin hierauf aufmerksam zu machen, wurde indeß mit seinen Besorgnissen verlacht. Von der Tochter konnte er aller Fragen ungeachtet keine andere Antwort erhalten, als sie sei gesund und so mußte er sich wohl oder übel in sein Schicksal ergeben.

Ob die Kunstreiterin die Besorgniße des Vaters wirklich für ungegründet hielt, oder ob sie ihn bloß zu beruhigen suchte, muß unentschieden bleiben. So viel ist gewiß, daß sie selbst Mariens gesundheitliche Zustände keinesweges außer Acht ließ.

Der unpartheiische Dritte würde es wahrgenommen haben, wie ihre schwarzen, durchdringenden Augen oft prüfend auf dem Antlitz des Mädchens ruhten. Dann und wann fragte sie auch wohl mit

unbefangenen Gesicht nach ihrem Wohlbefinden und es mochte allerdings so erscheinen, als ob sehr bestimmte Fragen eine bestimmte Ursache des Leidens voraussetzten.

Gespannt harrte sie dann der Antworten, die Unbefangenheit ihrer Gesichtszüge verlor sich, jener dämonische Geist, der in verhängnißvollen Momenten auf ihrer edlen Stirn zu thronen schien, zog herauf — sie war eine imponirende, aber entsetzliche Schönheit.

Hätte der Fürst sie so gesehen, es würde das unheimliche Gefühl, das ihn oft in ihrer Gegenwart ergriff, in inneres Grausen übergegangen sein.

LXX.

Die Unterhaltung.

An einem schönen Frühlingstage stand Franziska zur bestimmten Mittagsstunde wie gewöhnlich am Fenster, des Augenblicks harrend, wo sie Marie Berthold die Straße würde herunter kommen sehen, um mit ihr eine Spazierfahrt durch den Thiergarten zu machen.

Die Eitelkeit des Geheimraths, welche sich darin gefiel, seine Tochter, nachdem sie einmal in die Welt eingeführt war, auch seinem Range und seinem Reichthume gemäß auftreten zu sehen, hatte sich durch ihre und Franziska's gemeinschaftliche Bitten dazu bewegen lassen, eine sehr elegante Equipage anzukaufen, welche heute zum Erstenmal probirt werden sollte.

Die Kunstreiterin wußte es, daß Mariens Eitelkeit sich bereits zum Voraus darauf freue, den Neid und die Eifersucht aller ihrer Bekannten zu erregen. Um so weniger begriff sie das heutige ungewöhnliche Ausbleiben derselben. Es war bereits hoch am Mittag

die eigentliche Glanzstunde der Gesellschaft nahte ihrem Ende, — Marie ließ sich nicht sehen.

Um wenigstens von ihrer Seite keine neue Verzögerung herbei zu führen, machte sie sich zum Fortgehen fertig und begab sich unten an die Hausthür, dort die Freundin zu erwarten.

Die Kunstreiterin hatte hier nicht lange harrend zugebracht, als ein leichter Damenschuh flüchtig an ihr vorüber huschte, dann umdrehte und auf sie zutrat.

Es war Fräulein Christianus, welche in sehr eleganter Morgentoilette grüßend heranschritt.

Sie hatte früher auf einem Ball die flüchtige Bekanntschaft des Fräuleins Berthold gemacht und mit derselben die Kunstreiterin einige Male zum Spaziergange abgeholt. Seit einiger Zeit war aber der Umgang wieder ins Stocken gerathen. Beide junge Damen, ächte Weltkinder, folgten darin einer in Berlin allgemein gebräuchlichen, wenn auch für Herz und Gemüth nicht eben stärkenden Methode. Man findet sich, man trennt sich, Beides gleich schnell und gleich leicht, wie eben die wechselnden Interessen des Tages oder der Gesellschaft es bedingen. Eine Nachbarschaft beim Diner, ein gemeinschaftlicher Ball knüpft die Freundschaft, eine Eifersüchtelei, eine Begünstigung, eine schöne oder häßliche Toilette zerreißt sie. Doch hat man sich in der Zwischenzeit der Eintagsfreundschaft herrlich zusammen amüsirt.

„Ich habe Sie recht lange nicht gesehen, Fräulein Christianus," sprach die Kunstreiterin zu der jungen Dame.

„Gott, ich komme auch nur noch selten zu Fräulein Berthold," versetzte die Hofrathstochter, „sie ist so komisch, man weiß nie, wie man mit ihr daran ist."

„Ei das wüßte ich gerade nicht."

— „Ach wohl! Vor sechs Wochen auf dem Ball bei von Eikens, wovon sie Ihnen gewiß gesagt hat, hat sie kaum mit mir gesprochen, bloß weil mir die Silbergaze zum Ballkleid schöner stand, als ihr der gelbe Stoff.“

„Was Sie sagen!“

„Ja, denken Sie, einen gelben Stoff zum Ballkleide, sie sah aus, wie eine halbreife Citrone. Ha, ha, ha! Ich muß Ihnen nur sagen, den Witz machte ich über Tisch und wahrscheinlich hat sie etwas davon wieder erfahren. Das hat ihrem Aerger die Krone aufgesetzt. Aber ich bitte Sie, ein gelber Stoff auf dem Ball.“

„Freilich, das ist ein Verbrechen,“ versetzte die Kunstreiterin mit ziemlich sarkastischem Gesicht.

„Hm, sie macht mehr solche Geschichten,“ plauderte die junge Weltdame mit unendlicher Zungengeläufigkeit weiter, „einmal ist sie zu einem brillanten déjeuner dansant, etwas ganz Extraordinairem, das der französische Gesandte gab, mit schwarz seidenen Schuhen gekommen. Und darüber soll man nicht lachen! Sehen Sie, ich weiß recht gut, weil ihr Vater ein Geheimrath ist und der meinige nur Hofrath, meint sie, ihr Hochmuth dürfe sich gegen mich nach Belieben brüsten. Aber ich werde ihr deswegen keine Albernheiten nachsehen; mein Vater kann täglich auch Geheimrath werden.“

„Sie schienen aber doch früher so intime Freundinnen zu sein?“ wandte die Kunstreiterin ein, der es Spaß zu machen schien, sich von der reizenden Schwätzerin die Zeit vertreiben zu lassen.

„Intim?“ fragte die Andere erstaunt; indem sie die kleine, mit dem elegantesten Glacéhandschuh bekleidete Hand vorstreckte, um die langen blonden Locken, welche sich während der lebhaften Rede über das Gesicht drängten, unter die Barben des Seidenhutes zurück

zu schieben; „intim? — Sie besuchen wohl niemals Bälle?“ fügte sie mit einem kleinen Accent von Superiorität hinzu.

„In der That nein; ich muß versichern, daß es mir kein Vergnügen macht,“ sagte Franziska lächelnd.

„Ach so!“ — Nein, intim sind wir nicht gewesen und wird man auch auf Bällen nicht. Intim ist man nur dann, wenn man ·ch seine Herzensangelegenheiten mittheilt.“

„Und haben Sie sich die nie gegenseitig mitgetheilt?“ fragte Franziska, welche plötzlich, trotz der anscheinenden Unbefangenheit, aufmerksamer zu werden schien.

„Ach nein, nie. Ich habe auch jetzt keine Herzensangelegenheiten mehr,“ sprach Fräulein Christianus mit plötzlich niedergeschlagenen Augen, „ich darf Ihnen anzeigen, daß morgen meine Verlobung mit dem Banquier von N. gefeiert wird.“

„Ei und das sagen Sie jetzt erst?“

„Nun es genirt mich so eigentlich.“

„Ah ich gratulire herzlich.“

„Ich danke Ihnen.“

„Aber das nennen Sie keine Herzensangelegenheiten haben?“

„Gewiß nicht! Ein Ehemann ist eine häusliche Angelegenheit; die Herzensangelegenheiten hören dann auf, das heißt, wenn man sie nicht späterhin wieder ein Bischen aufnimmt.“ —

„So meinen Sie! Freilich, Sie haben mehr Recht, als ich vorhin dachte,“ versetzte die Kunstreiterin in halb sinnendem Tone.

„Aber das hat mit mir noch Zeit,“ plauderte die Blondine weiter. „Mein Bräutigam ist sehr reich und sehr liebenswürdig gegen mich. Sehen Sie nur dies ächte Perlhalsband, das er mir gestern mitgebracht hat.“

Fräulein Christianus lüftete ihre Schwanboa in Etwas, um das Prachtstück sichtbarer zu machen.

„In der That sehr reizend.“

„Ach und was ich jetzt für Vergnügungen genieße! Alle Abend Theater, Concerte, Bälle; ich habe genug zu thun, um meinen Bräutigam abzuhalten, der mich an drei Orten zugleich zeigen möchte. Sehen Sie, da habe ich ja gar keine Zeit, an Fräulein Berthold zu denken.“

„Es ist wahr. Alles dies kannte ich nicht. — Ich möchte wissen, ob Fräulein Berthold auch Herzensangelegenheiten hat, oder vielleicht gar häusliche Angelegenheiten, wie Sie es nennen.“

„Das sollten Sie nicht wissen?“ rief die junge Dame erstaunt.

„Gewiß nicht.“

„Sie scherzen!“

„Auf Ehre, nein!“

„Nun, man flüstert seltsame Dinge und allerdings ist das auch ein Grund, weshalb man das Berthold'sche Haus nicht gut besuchen kann.“

„Was Sie sagen! Sie machen mich äußerst gespannt,“ rief Franziska, deren heftige Bewegung in dieser Minute auf ihrem Gesichte zu lesen war.

„Ich sollte es Ihnen eigentlich nicht sagen,“ versetzte die Andere, „aber man weiß es ja in der ganzen Stadt.“

„Nun so reden Sie doch,“ rief die Kunstreiterin leidenschaftlich.

Fräulein Christianus sah sich rasch zu beiden Seiten um, dann trat sie nahe auf Franziska zu:

„Wenn — — wenn —; ach nein, ich kann es Ihnen doch nicht sagen,“ rief sie schalkhaft lächelnd. „Ich weiß nicht was los ist.“

„Sie sind sehr seltsam, Fräulein.“

„Herr Gott! Da kommt ja Fräulein Berthold selbst. Sehen Sie, dort um die Ecke. Und wie eilig. Lassen Sie sich von ihr selbst sagen, was passirt ist. Adieu, ich empfehle mich. Gott, ich habe meine ganze Zeit verplaudert; ich habe noch zehn Gänge, zur Blumenhändlerin, zum Schneider, zu dem kleinen Hoflieferanten Arnous, adieu, adieu!"

Mit einer graziösen Verbeugung eilte das schöne vielgeschäftige Kind davon.

Finster blickte Franziska ihr nach.

LXXI.

Das Geständniß.

Wirklich erschien Marie Berthold oberhalb der Straße.

Das Falkenauge des Fräuleins Christianus hatte sie schon in bedeutender Entfernung erspäht.

Sie stürzte mehr, als sie ging. Ihr ganzes Wesen verrieth eine mächtige Aufregung. Aufmerksam faßte die Kunstreiterin ihre Erscheinung ins Auge.

„Kommen Sie, kommen Sie,“ rief sie halb athemlos schon aus der Entfernung, als sie die Kunstreiterin an der Thür erblickte, „wir wollen hinauf gehen; ich muß sie sprechen.“

Ohne weitere Begrüßung oder ohne eine Antwort abzuwarten, ergriff sie mit convulsivischer Hast die Hand Franziskas und schritt mit ihr die Treppe zu.

Auf den ersten Stufen mußte sie sich am Geländer halten. „Mir wird ganz schwarz vor den Augen,“ sprach sie, „stehen Sie nur ein Bischen still.“

„Verziehen Sie eine Minute liebe Marie," sprach die Kunstreiterin, welche dem Beginnen fortwährend mit seltsamen Gesichtszügen zugeblickt hatte; „ich will mein Mädchen zu Hülfe rufen."

„Nein, nein," ermannte sich Marie aufs Neue, „es geht schon wieder. Nur hinauf, geschwinde, ich sage ja, daß ich Sie sprechen muß."

Sie stürzte so eilig voran, daß ihre Begleiterin kaum zu folgen vermochte.

Oben angekommen, schleudert sie alles von sich, Hut, Tuch, Mantille. Halb ohnmächtig sank sie auf dem Sopha nieder.

Es war in dem kleinen Boudoir der Kunstreiterin.

Ihre Brust arbeitete furchtbar. Alle Muskeln rangen nach Luft. Die Lippen schienen trocken, die Augen glanzlos. Der ganze Körper bebte in fieberhafter Aufregung.

Mehrere Minuten lag sie starr da, unfähig nur eine Sylbe hervorzubringen, während die Kunstreiterin vergebens bemüht war, ihr durch Oeffnen des Kleides, durch Darbietung flüchtiger Wasser, durch bequemere Lagen eine Erleichterung zu gewähren.

Welch ein anderes Bild, als die geputzte übermüthige, so eben leichtsinnig davon hüpfende Mathilde Christianus!

Endlich schien sie sich zu ermannen. Die Augen erhielten Leben zurück; aber wild rollten sie im Kopf.

„Er ist da! Er ist da!" rief sie mit dumpfer gepreßter Stimme.

„Wer ist da, liebe Marie?" fragte Franziska, „ermannen Sie sich doch. Sie sind ja ganz außer sich. Sagen Sie mir, was Ihnen ist. Ich will Ihnen helfen, rathen."

„Helfen, rathen?" sprach Marie trostlos und langsam, gleichsam

als müsse sie sich erst nach dem Klang dieser Worte über die Bedeutung besinnen. „Ja wenn Sie das können. Aber er ist da, sage ich."

„Nun wer denn?"

„Der junge Gutsbesitzer aus Pommern."

„Weiter nichts?"

„Derselbe, den mein Vater mir zum Mann bestimmt hat."

„Das weiß ich."

„Den ich aber nicht nehmen kann!" rief Marie mit einer Heftigkeit aus; „nein nicht nehmen kann. Ich gehe ins Wasser, ehe ich ihn heirathe."

„Aber liebe Marie, wie wunderlich sind Sie. Ruiniren Sie doch nicht Sich und ihre ganze Gesundheit, durch eine so unnütze Aufregung. Von einem bestimmten Nehmen, ist ja noch gar nicht die Rede. Die Sache wird sich finden. Lassen Sie den jungen Mann ruhig kommen. Wir sehen ihn an und hernach spreche ich mit Ihrem Vater. Er wird nichts wollen, was gegen das Glück seines Kindes ist,"

Marie horchte mit gespannter Aufmerksamkeit den Tröstungen dieser Rede. Es schien als fliege ein neuer Hoffnungsstrahl über ihre Gesichtszüge. Doch die Sonne barg sich schnell wieder hinter Wolken.

„Das ist noch nicht Alles," sagte sie gepreßt nach einer neuen Pause.

„Nun, was quält Sie denn noch weiter?"

Marie schwieg. Leichenblässe und glühende Röthe flogen in windesschneller Abwechselung über ihr Antlitz. Der Mund schien sprechen zu wollen, aber die Zunge ihm den Dienst zu versagen. Krampfhaft wand sie die Hände in einander.

Plötzlich sprang sie auf. Ein Thränenstrom stürzte sich über

ihre Wangen. Sie warf sich in die Arme der Kunstreiterin und barg das Haupt an die Brust derselben.

„Ich kann es nicht länger verbergen," flüsterte sie in kaum vernehmbaren Tönen: „ich — soll — Mutter — werden."

Obwohl der Kunstreiterin dies Geständniß schwerlich ganz unerwartet kam, so schien es dennoch einen gewaltigen Eindruck in ihr hervor zu rufen.

Heftig getroffen zuckte sie zusammen, das Haupt fiel vorüber gebeugt nieder und als sie es empor richtete, da leuchtete eine Legion von Teufeln aus den funkelnden Blicken.

Es war ein grauenhaftes Gemisch von Wuth, Haß, Schmerz, Rache, Ingrimm, das sich auf ihrem Antlitz malte und die schönen Züge zu einem Schauder erregenden Zerrbild verunstaltete.

Fast unwillkürlich hob sie die geballte Rechte zum Himmel empor, gleichsam als fordere sie das Schicksal selbst gegen sich, die triumphirende Siegerin, in die Schranken.

Schweigend standen beide eine lange Pause da, die zornsprühende Furie des Haßes, vor der geknickten Lilie.

Die chamäleonartige Natur der Kunstreiterin bedurfte der gewaltigsten Anstrengung, um sich in die Bahnen ruhigerer Gemüthsstimmung zurück zu pressen.

Endlich sprach sie: „Ihre Lage ist trübe, liebe Marie, aber nicht hoffnungslos. Zunächst ruht Ihr Geheimniß heilig verschlossen in meiner Brust. Wir bedürfen beide größerer Fassung, um ungestört das Weitere besprechen zu können."

Mariens strömende Thränen hinderten fast die Möglichkeit einer verständlichen Antwort.

„Jetzt sehen Sie," schluchzte sie, „wie furchtbar mich die Ankunft eines mir bestimmten Bräutigams erschüttern muß. Ich wollte

Ihnen schon längst mein Geheimniß anvertrauen; aber so oft ich es versuchte, das Wort erstarb mir auf den Lippen. Jetzt haben Angst und Noth es mir abgepreßt."

„Weiß Birkheim darum?" fragte Franziska.

Eine neue glühende Röthe legte sich über Mariens bleiche Wange. „Ja!" hauchte sie kaum vernehmbar.

„Und wie hat er das Geständniß aufgenommen?"

„Er trägt mit mir," erzählte das arglose Mädchen, „und ermahnte mich vorläufig, die Sache vor Jedermann geheim zu halten. Ich habe das auch bisher gethan, aber gestern, wo der Vater mir sagte, meine Freier sei angekommen, wollte es mir fast das Herz abdrücken. Ach ich liebe meinen Adolph so unbeschreiblich, das ich lieber sterben, als jemals einem Andern angehören will. — Und jetzt," setzt sie hinzu, „kann ja auch davon gar keine Rede mehr sein."

„Fassen Sie sich vor allem jetzt nur in Geduld," ermahnte Franziska, „und übereilen Sie nichts durch Ihre Heftigkeit."

„Ach nein, beste Freundin," erwiederte Marie, die Augen trocknend, „ich füge mich ganz in Ihren Rath. Unser einziger Trost ist jetzt der, daß Sie durch Ihren Einfluß meinen Vater dahin bestimmen in meine Heirath mit Adolph einzuwilligen, ehe wir Beide der Schande blos gegeben sind. Freilich wird viel dazu gehören, denn der Vater ist so heftig gegen Adolph eingenommen, daß sein Name bei uns nicht einmal genannt werden darf. — Ach, wie dankbar wollten wir beide sein, wenn wir Ihnen unser Glück zu danken hätten!"

Ein wildes Feuer blitzte bei diesen Worten in den Augen der Kunstreiterin. Sie faßte sich indeß und sagte ruhig: „Sie wissen, wie eifrig ich Ihnen diene; aber ich wiederhole, übereilen Sie vor-

läufig nichts. Sprechen Sie mit Ihrem Papa gar nicht über Birkheim. Hören Sie seine neuen Pläne ruhig an; treten Sie ihm nirgends schroff entgegen, nehmen Sie den Ihnen bestimmten Freier sogar freundlich und gelassen auf und bitten Sie Ihren Vater nur, um Zeit, von der Sie das Beste hofften."

„Ja, ja," rief Marie erfreut, „das will ich gern thun. Ach, ich wußte es wohl, daß Sie mich beruhigen und mir helfen würden."

„Dann warten wir," fuhr die Kunstreiterin gelassen fort, „bis auf einen günstigen Augenblick, wo Ihr Vater näher mit Ihren Wünschen und schlimmsten Falls auch mit Ihrer Lage bekannt gemacht werden kann. Wie und wann Letzteres geschehen soll, müssen wir noch genauer mit einander überlegen."

Bei den Schlußworten zeigte sich wieder jener dämonische Zug um den Mund Franziska's, der allemal sicheres Zeugniß gab, daß der Teufel der Rache in ihrem Herzen wühle.

Dem arglosen Mädchen wurde nichts davon offenbar.

So will ich jetzt wieder nach Hause eilen," sprach sie getröstet, „die Promenadenzeit ist doch vorüber und ich fühle mich ohnehin zu matt und angegriffen. Morgen aber sehe ich Sie meine beste Freundin."

Marie ging.

Die Kunstreiterin sprach zu sich selbst mit furchtbarer Befriedigung: „so weit wäre ich am Ziele. Nun fehlt mir nur noch der Birkheim, der mir als falscher Spieler ins Garn laufen muß. Dann kann der letzte Akt des Dramas beginnen, worin der Knoten gelöst wird und Sie die Hauptrolle haben, Herr Geheimrath."

LXXII.

Aalauge und die Kunstreiterin.

Am nächsten Morgen nach dem erzählten Vorfall saß die Kunstreiterin einsam in ihrem Boudoir.

Sie war endlich auf dem Wege, ihre Rache gegen den Geheimrath sicher zu befriedigen; sie hatte ihr jahrelanges Ziel zu einem guten Theil schon erreicht. Doch auch sie machte die Erfahrung, daß ein lange Erstrebtes und Ersehntes nach dem Erreichen seinen Werth verliert. Sie mußte dies um so mehr empfinden, als sie doch am Ende nicht satanisch genug war, um nicht auch leise Stimmen gegen ihr Verfahren zu vernehmen. Das unschuldige Opfer ihrer Rache, dessen ganze Jugend sie mit kalter Berechnung zerschmettert hatte, trat mahnend vor ihre Seele. Aber sie gedachte gleichzeitig wieder ihres eigenen, zertretenen, vernichteten Lebens, sie erinnerte sich, wie sie nach dem Verluste alles dessen, was ihr theuer war, nach dem Tode der Eltern, des Geliebten hülf- und rathlos in jener Provinzialstadt angekommen und dort von dem

herzlosen Verführer um ihr letztes Gut betrogen war. Höhnend hatte er sie hinaus gestoßen in die Fremde, ein fluchwürdiges Leben zu führen, unter dem Abschaum der Gesellschaft. Alles Elend, aller Jammer, der über sie gekommen war, knüpfte sich an den Verlust ihrer Ehre und war es die Erinnerung daran, die noch heute das Blut in ihrem Herzen zum Sieden brachte, so schwor sie auf's Neue an dem Verführer eine Rache zu nehmen, wie sie noch nicht geübt war von einem armen, verführten Mädchen.

„Ich trete für mein ganzes gemißhandeltes Geschlecht in die Schranken," rief sie wie unwillkürlich laut aus, „ich will sie nur zum Milliontheil zu vergelten suchen, die Thränen, die in jeder Stunde fließen müssen, um dies entartete, kalt berechnende Geschlecht der Männer. Was kümmert den Kämpfer die Waffe, die er zerbricht! Ich konnte das Mädchen nicht verschonen; nicht auf mein Haupt, auf ihres Vaters Haupt komme ihr Blut."

In diesen Ideen und Empfindungen bewegte sich die Kunstreiterin, als ohne Meldung oder anderes Zeichen das Aalauge in ihr Zimmer stürzte.

Bleich wie der Tod sank er vor ihr auf die Knie und beide Hände bittend emporstreckend, rief er stürmisch: „theure Franziska, eins nur sage mir. Bist Du wirklich zur Verrätherin an Deinen Freunden geworden? Ich will, ich muß Licht haben. Eine Sylbe: ja oder nein!?"

Erschreckt durch das stürmische Eindringen des Gauners war Franziska in die Höhe gefahren; sie faßte sich indeß schnell und sprach lächelnd: „welch' ein Argwohn erfüllt Dich, Albert, wie kommst Du zu dieser wunderlichen Frage?"

„Antworte mir!" schrie Aalauge noch wilder: „ja oder nein!"

„Du bist närrisch!" versetzte Franziska unwillig. „Ich soll

meine Freunde verrathen? Stehe auf und lärme nicht, daß man es in der ganzen Nachbarschaft vernimmt. Ich hoffe nicht, daß Du mich für eine Polizeivigilantin hältst!"

„Ja oder nein!" brüllte der Gauner außer sich zum drittenmal; „es ist zum wahnsinnig werden! Verrathen hat uns Einer im Hotel de Paris. Ich muß wissen, wer. Mein Verdacht fiel auf den Maulspitzer; aber ich habe mich von seiner Unschuld überzeugt. Jetzt bist nur Du es, auf die ich argwöhnen kann. Weib, sage mir die volle Wahrheit oder ich ermorde Dich!"

Je länger der Gauner sprach, um so mehr redete er sich in die eigene Wuth hinein. Seine Stimme verhallte fast in einem thierischen, accentlosen Geschrei.

Die Kunstreiterin selbst konnte sich ungeachtet ihres persönlichen Muthes einer leichten Furcht nicht erwehren.

Schnell war jedoch ihr Entschluß gefaßt.

Sie mußte den Jugendfreund beruhigen und konnte zugleich die Gelegenheit benutzen, sich aller ferneren Verbindungen mit den Dieben zu entledigen. Denn sie sah ein, daß eine solche ihr für die Zukunft nur Gefahren und Verlegenheiten bereiten könne, die um so unnöthiger waren, als sie für ihren ursprünglichen Plan, den Bruder des Fürsten auffsuchen zu helfen, nach der Abreise des Juden doch nichts weiter zu wirken vermochte. Wohl aber war es möglich, daß Aalauge neue Anknüpfungspunkte auffand und dadurch seinerseits ihrer Sache diente.

Sie sah ein, daß sie dies Alles am besten erreiche, wenn sie dem Jugendfreunde die reine Wahrheit sage. Sie war zugleich von der Gewalt ihrer Reize über ihn so fest durchdrungen, daß sie nicht bloß auf seine feste Verschwiegenheit rechnen zu können glaubte, son-

dern auch auf seine Bereitwilligkeit, ihr bei dem Aufsuchen des Bruders des Fürsten Prominski behülflich zu sein.

„Sei ruhig, Albert,“ sprach sie mit dem verführerischen Sirenenlächeln, „und setze Dich gelassen neben mich. Ich werde Dir erzählen, was ich weiß, Du mußt mir aber versprechen, mich nicht zu unterbrechen, sondern mich ruhig bis ans Ende anzuhören. Der Polizei habe ich weder Dich noch einen Deiner Freunde verrathen, das schwöre ich Dir.“

„Ha, das wußt ich,“ rief Aalauge jauchzend aufspringend; „nein Du hast mich nicht verrathen, das wäre zu teuflisch gewesen, aber nun erzähle.“

Der Gauner setzte sich ruhig neben die Kunstreiterin, begierig den Verlauf der Begebenheiten zu erfahren.

Franziska erzählte ihm jetzt offen die Gründe, welche sie bewogen hatten, auf eine persönliche Bekanntschaft mit dem Juden zu dringen. Sie theilte ihm mit, daß es bei dem Einbruch im Hôtel de Paris auf die Person desselben abgesehen gewesen sei, jedoch nicht um ihn der Polizei zu überliefern, sondern um gegen reiche Belohnung die gewünschte Auskunft von ihm zu erhalten. Weder gegen den Maulspitzer, noch gegen ihn, das Aalauge habe man das Mindeste beabsichtigt; es sei vielmehr beschlossen worden, ihrem freien Fortkommen allen möglichen Vorschub zu leisten. Die Polizei sei dem Fürsten selbst mehr als ungelegen gekommen, weil sie ihn in allen seinen Plänen gestört habe und Anlaß zu der Entfernung des Juden geworden sei.

Kopfschüttelnd hörte der Gauner diesen Bericht mit an. „Unbegreiflich,“ murmelte er; „wer ist denn nun der Verräther unter uns?“

„Du siehst, lieber Albert,“ fuhr die Kunstreiterin fort, „wie

ungerecht Dein Verdacht gegen mich gewesen ist. Ich will Dir aber jetzt etwas vorschlagen, woraus Du noch unwiderleglicher ersehen magst, daß Deine Jugendgespielin es immer gut mit Dir meint. Es liegt, wie Du bereits bemerkt haben wirst, dem Fürsten von Prominski aus sehr natürlichen Gründen alles daran, seinen verlornen oder geraubten Bruder wieder zu erlangen. Aus diesem Grunde ist er dem Juden sogleich gefolgt. Ob er seinen Zweck erreichen wird, läßt sich nicht vorher sagen. Vielleicht sind aber auch hier in Berlin unter den Gaunern Spuren aufzufinden, die zu etwas Weiterem führen möchten, namentlich unter den polnischen Juden, mit denen der lange Schmuel, wie Du mir gesagt hast, viel in Verbindung stand."

„Ja wohl," unterbrach das Aalauge den Lauf der Rede, „in der K. Straße beim dicken Itzig, wo der lange Schmuel bisweilen wohnte."

„Nun gut," sprach die Kunstreiterin weiter, „wie wäre es, wenn Du dort einmal Dein Glück versuchtest. Gelänge es Dir irgend etwas Bestimmtes zu erforschen, so würde die Dankbarkeit des Fürsten keine Grenzen finden. Er würde Dir die Mittel geben, nach einem fremden Lande zu entkommen, Du könntest dort irgend ein ordentliches Gewerbe anfangen und als ehrlicher Mann leben, während Du hier die Aussicht hast über kurz oder lang im Zuchthause zu enden."

Diese Idee, die dem Aalauge seit Jahren nicht in den Sinn gekommen und noch weniger in ihrer möglichen Ausführung gezeigt sein mochte, schien einen tiefen Eindruck auf ihn hervor zu rufen.

„Als ehrlicher Mann leben!" wiederholte er langsam vor sich selbst, „das wäre recht schön; aber wer das noch verstände."

Franziska nahm wirklich ein Interesse an ihrem ehemaligen

Spielkameraden und verabscheute die ehrlose Lebensweise desselben. Die Hoffnung ihren Jugendfreund dem sicheren Verderben entreißen zu können, gewährte ihr ein freudiges Gefühl, welches sie gern weiter verfolgte. Vielleicht war es auch der dunkle, tief in der Seele liegende Drang, durch eine edlere Handlung, das schwere Fazit ihres Schuldbuchs in etwas auszugleichen. Der Mensch macht sich von dem sittlichen Bewußtsein der Vergeltung weit schwerer los, als er selbst es glaubt. Beim verruchtesten Verbrecher giebt es Momente wo das Gewissen mit nie gekannter Allgewalt losbricht und nicht eher nachläßt, bis es ihn seinem Richter entgegen getrieben hat, den er im Selbstmord nur antizipirt.

„Warum solltest Du nicht verstehen," sprach die Kunstreiterin theilnehmend, „was anderen Mitmenschen angeboren wird. Denke Dir Dein Leben, diese ewige Angst und Unruhe, die stete Gefahr, ergriffen und der Obrigkeit überliefert zu werden, hält sie einen Vergleich aus mit dem ruhigen gesicherten Zustande bürgerlicher Verhältnisse? Und der Fürst ist nicht blos unermeßlich reich, er ist auch human und menschenfreundlich und wird sich Deiner mehr als helfend annehmen, wenn Du ihm einen so wichtigen Dienst leistest."

Der Gauner ging unruhig im Zimmer auf und nieder. Eine neue Welt entfaltete sich vor seinen Blicken, ein neues schöneres Leben zeigte sich ihm in weiter Ferne; aber es erschien ihm so entfernt, daß er die Erreichung desselben für unmöglich hielt. Dennoch sehnte er sich in seinem innersten Herzen mehr darnach, als er es vielleicht selbst glaubte.

„Es ist wahr," sprach er halb zu sich selbst, „es muß gar schön sein, ehrlich zu sein; ich möchte wohl ehrlich werden."

„Gut, Albert," sprach Franziska freundlich auf ihn zu tretend,

„so machen wir einen Bund, Du hilfst mir den Fürsten suchen, ich Dir ehrlich werden.“

Halb verwundert, halb in sich gekehrt stand der Gauner still. Die bunten Bilder seiner Jugend, wie sie Franziska durch ihre erste Begegnung im Circus, als sie ihn so unerwartet erkannte, schon einmal in ihm hervor gerufen, erwachten aufs neue vor seiner Seele.

Wieder sah er das freundliche Wohnhaus seiner Eltern vor sich liegen, und drinnen waltete die freundliche Mutter mit rasselndem Schlüsselbunde und der Vater, die weiße Zipfelmütze auf dem Haupte, stand vor der lärmenden Schuljugend des Dorfes. Er hörte wieder den bellenden Filar und die schnurrende Katze, er sah seine Lämmer auf der grünen Wiese hinter dem Garten hüpfen und fütterte die Karpfen in dem Fischteich. Dann kam die Zeit, wo er in die Welt zog; mit tausend Thränen herzte ihn die Mutter und der Vater legte segnend die Hand auf sein lockiges Haupt. — Aber wie nun? Die Eltern waren todt und der Sohn war ein ehrloser Vagabonde geworden.

Unwillkürlich mußte Aalauge der Geschichte vom verlornen Sohne gedenken. Er hatte sie als Knabe gern gelesen und den Vater oft gebeten, ihm den biblischen Sinn derselben zu erklären. Da wollte ihm immer so froh zu Muthe werden, wenn der verlorne Sohn heimgekehrt war und er hatte sich in seinem kindlichen Sinne die Freude des Vaters und der Mutter lebhaft ausgemalt. Jetzt war er selbst der verlorene Sohn geworden und die Gelegenheit bot sich ihm dar, zurück zu kehren, wenn auch nicht in das elterliche Haus, so doch in den schützenden Port der Tugend und Rechtschaffenheit. — Durfte er zaudern?

Aalauge schlug erschüttert in die Hand der Kunstreiterin: „ich folge Dir," sprach er, „Du weißt es, wie ich Dich liebe. Und wenn Du mich zum Richtplatze schlepptest, würde ich nichts dawider haben. Ich will den Fürsten suchen helfen und versuchen ob ich ehrlich werden kann."

LXXIII.

Eine neue Begebenheit.

Aalauge war an das Fenster getreten, um seiner inneren Bewegung, welche sich mächtig auf seinen Gesichtszügen abspiegelte, Herr zu werden.

Vor dem Hause stand eine alte, ärmlich gekleidete Frau, auf dem Rücken eine geflochtene Kiepe, in der Hand eine eiserne Hacke mit der sie den Kehricht im Rinnstein durchsuchte. Sie war sehr eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt.

Gedankenvoll schaute Aalauge auf die Straße herab. In diesem Moment erhob die Alte das Haupt, um mit der Hand einen von der Hacke genommenen Lappen über die Schulter in den Korb zu werfen. Sie sah zufällig empor und traf mit ihrem Blick genau in die Augen des Aalauge.

Es war die alte Lumpensammlerin, welche einen unwillkürlichen Ausruf des Erstaunens laut werden ließ, als sie ihren Bekannten an dem Fenster einer so eleganten Wohnung erblickte.

Aalauge trat schnell vom Fenster zurück, da es ihm für sein

eigenes, wie für Franziskas Beste keineswegees zuträglich erschien, hier von dem alten Weibe erblickt zu werden.

Die Lumpensammlerin wurde indeß von der Neugierde getrieben, zu erfahren, was der Gauner hier zu schaffen habe. Schnell sprang sie in das offen stehende Haus und versteckte sich hinter der hohl empor laufenden Treppe.

Die Kunstreiterin unterrichtete ihren neu gewonnenen Jugendfreund noch einmal in allen den Punkten, worauf er, um seine Nachforschungen mit Erfolg zu betreiben, besonders sein Augenmerk zu richten habe. Namentlich machte sie ihn auf den Stein aufmerksam, der hier als einziger Anhaltspunkt für die weiteren Nachforschungen gelten mußte. Darauf ersuchte sie ihn, sie jetzt zu verlassen, weil sie am Morgen noch einer Probe, für die zum Abend statt findende Darstellung der Reitergesellschaft beizuwohnen habe.

Aalauge überzeugte sich durch einen flüchtigen Blick, daß die Lumpensammlerin auf der Straße verschwunden sei und schickte sich an, den Wünschen der Kunstreiterin Folge zu leisten.

An der Thüre stand er still.

„Franziska liebst Du mich?“

„Ich bin Dir recht gut, lieber Albert.“

„So wie ich Dich liebe, heiß und glühend, so fühlst Du nicht für mich.“

„Ich weiß es nicht,“ versetzte die Kunstreiterin mit vielleicht absichtlicher Unbestimmtheit.

„Aber ich weiß es!“ rief Albert leidenschaftlich, „sieh', wenn Du mich so liebtest, wie ich Dich liebe ..... Du bist die Flamme und ich der Schmetterling, der in Deiner Gluth seine Vernichtung finden wird. Ich weiß es und doch machst Du mit mir, was Du willst!“

Stürmisch umschlang er das schöne Weib, um seine Lippen auf ihren Mund zu pressen.

„Ruhig, ruhig Albert," sprach Franziska, ihn zurück drängend, „was hast Du mir versprochen? Immer gelassen und besonnen. Erst schaffe mir den Bruder des Fürsten, dann fordere Lohn."

Niedergeschlagen ging der Gauner zur Thür hinaus.

Franziska begleitete ihn bis zur Treppe, um ihm noch einmal Vorsicht und Verschwiegenheit anzuempfehlen.

Ihr Freund stieg langsam die Stufen hinunter und ging ohne zurück zu blicken, zum Hause hinaus.

Mit einem Gemisch mannigfacher Gefühle sah die Kunstreiterin ihm nach. Es war Wehmuth, Schmerz, Hoffnung, Theilnahme, was ihr Inneres bewegte. Sie bog sich über das Treppengeländer, um dem Jugendgespielen noch einen Scheideblick nachzuwerfen.

Unten auf dem Flur stand die Lumpensammlerin, dem Hinausgehenden neugierig nachstarrend. Auf das Geräusch blickte sie an der Treppe in die Höhe; die Blicke beider Frauen begegneten sich.

In Afrikas glühenden Sandsteppen geschieht es wohl, daß die Löwin, vom nächtlichen Raube heimkehrend in die Höhle, ihr Junges geraubt und das Lager verödet findet. Brüllend durchstreift sie alsdann die Wälder, nicht rastend und ruhend ob der gram- und wutherfüllten Brust. Plötzlich steht sie ihm gegenüber dem kecken Jägersmann, der ihren Frieden gestört, und schon in dem Strahl des Auges verkündet sie dem Erbleichenden den Untergang.

So auch hier die Frauen.

Schweigend faßten sie einander eine Sekunde fest ins Auge.

Plötzlich kam ein furchtbares Leben in Franziskas erbleichendes Antlitz. Ihre Augen funkelten in tigerhafter Wuth. Mit Windesschnelle stürzte sie in einem einzigen Sprunge über alle Treppen-

stufen hinweg und die Lumpensammlerin in übermenschlicher Kraftanstrengung an der Schulter rüttelnd, schrie sie mit Tönen, die das Blut erstarren machten: „Du hast mir mein Kind gestohlen, wo ist mein Kind, Weib schaffe mir mein Kind wieder!“

Doch die Erschütterung war selbst für ihre starken Nerven zu ergreifend. In tiefer Ohnmacht sank sie zu Boden.

LXXIV.

Wie es dem langen Schmuel jetzt ergeht.

In einem der Hintergebäude des herrschaftlichen Wohnhauses auf dem Gute des Majors war ein stilles abgelegenes Krankenzimmes eingerichtet. Die Fenster waren dicht verhängt und verschlossen, und nur mit Mühe warfen die Strahlen der warmen Frühlingssonne ein gebrochenes Licht durch die Spalten der Läden.

Auf einem weichen Ruhebett lag in unruhiger Bewegung eine bärtige Gestalt, — der lange Schmuel.

Er war eingeschlafen, aber furchtbare Träume schienen ihn zu quälen, denn er wälzte sich rastlos von einer Seite auf die andere. Große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, dann und wann entrangen sich ängstliche abgebrochene Laute seiner Brust.

Vor dem Bette saß die treue Pflegerin seiner Leidenstage, die

Jüdin mit angstvoller Spannung jede Bewegung ihres Ehemannes beobachtend.

Zu den Füßen des Bettes saßen die Kinder, bisweilen still und fragend nach der Mutter empor sehend.

Die Jüdin war um so tiefer bekümmert, als sie sich bei der schweren Krankheit ihres Mannes, die sogar nach der ausdrücklichen Erklärung des Arztes eine lebensgefährliche zu nennen war, nicht von Selbstvorwürfen frei sprechen zu können meinte.

Wenn sie auch das Beste ihres Mannes nach innerster Ueberzeugung stets im Auge hielt und sich von demselben bei allen ihren Handlungen leiten ließ, so war doch auch hierdurch die gegenwärtige Lage des Juden herbei geführt. Hätte sie nicht den Fürsten von dem neuen Aufenthaltsorte ihres Mannes unterrichtet und hernach als Führerin zum Walde gedient, so konnte das ganze Unternehmen nicht zur Ausführung gedeihen, welches jetzt eine so traurige Wendung nahm. Sie war ihrem Manne Treue und Gehorsam schuldig, diese hatte sie, obwohl ihrer Meinung nach, zu seinem eigenen Vortheil, verletzt und die Folgen lasteten auf ihr.

Noch war es ein anderes Gefühl, welches sie quälte und zwar um so schärfer, als dasselbe ihr sagte, daß die Pflichtverletzung, welche sie sich vorwarf, nicht einmal durch anderweitige Segnungen, aufgewogen wurde.

Wir wissen, daß sie schon früher heimlich auf dem Gute des Majors zur christlichen Religion übergetreten war.

Sie war eine eifrige, tief überzeugte Christin geworden, hatte aber auch zugleich die Idee von der allein selig machenden Kraft ihrer Kirche in sich aufgenommen. Sie fürchtete daher den Tod ihres Mannes eben so sehr, weil ihr sein irdischer Verlust schrecklich war, als weil sie sein jenseitiges Leben durch den jüdischen Glauben

gefährdet glaubte. Nur durch die christliche Religion, konnte, ihrer frommen Meinung nach, seine ewige Seligkeit bedingt werden. Dazu ihn zu bekehren, war bei seiner strengen, fast fanatischen Alttestamentlichkeit keine Hoffnung und so quälte sich die Jüdin mit dem Gedanken, ihn zeitlich vernichtet zu haben, ohne ihn ewig retten zu können.

Dies erfüllte ihr ganzes Innere mit dem lebhaftesten Schmerz.

Mehrere Tage waren bereits über die Pflege des Kranken vergangen, ohne daß irgend eine Wendung in seinem Zustande eingetreten oder der Arzt sein, zwischen Furcht und Hoffnung schwankendes, Urtheil zu modificiren im Stande war.

Auf dem Schooß der Jüdin lag ein Gebetbuch, in welchem sie bei dem halben Lichte eifrig zu lesen suchte, aber jedesmal ängstlich damit unter die Schürze fuhr, so bald der Kranke eine Bewegung machte, die sein Erwachen vermuthen ließ.

Er schien nach einer Weile etwas fester und ruhiger einzuschlafen und das unglückliche Weib suchte von neuem Trost im Gebet.

Ihre fromme Besorgniß hatte sie nach einem Gebet um Bekehrung eines Sünders suchen lassen, welches sie leise vor sich hin murmelte.

Sie vertiefte sich so sehr in ihre religiösen Betrachtungen, daß sie es endlich an der nöthigen Aufmerksamkeit auf das Verhalten ihres Mannes fehlen ließ.

Der Jude war erwacht und begann auf die Worte seines Eheweibes zu horchen. Anfangs gleichgültig, wurde er bald aufmerksamer, die schlaffen Züge zogen sich fester an, eine dunkle Fieberröthe breitete sich über die hageren Wangen. Gleich einer Tigerkatze

lag er unbeweglich da, den Kopf nach vorwärts gestreckt, die Augen beinahe zugekniffen. Alle Fibern waren in angestrengtester Erregung.

Endlich vernahm er den ihm in den Tod verhaßten Namen des Erlösers. Da hielt er sich nicht länger.

Rasend vor Wuth fuhr er von seinem Lager in die Höhe; weißer Gischt zeigte sich auf seinen Lippen.

„Ein Ruech (Fluch) über Dich Du verfluchtes abtrünniges Weib," schrie er außer sich, „willst Du den Glauben Deiner Väter abschwören. Ha, ich habe mich in Dir nicht getäuscht."

Im halben Wahnsinn warf er sich auf das unglückliche Weib, mit den beiden starkknochigen Händen ihren Hals umkrallend und in riesiger Wuth zusammen pressend.

„Stirb!" heulte er in fast thierischen Tönen, „stirb Du Verrätherin an dem Gott Israels."

Worte genügten dem Rasenden nicht mehr, er brach in ein wildes unartikulirtes Thiergeheul aus, mit den Beinen gegen den Erdboden stampfend und dem Weibe ins Antlitz speiend.

Die Unglückliche konnte unter den Händen des entmenschten Würgers keine Sylbe hervorbringen. Ihre schwachen Kräfte waren Spielwerk gegen seine Riesenmacht, schon sanken ihre Arme schlaff hernieder. Da, im Augenblick höchster Gefahr, riß der Verband von der Brust des Juden und ein schwarzer Blutstrom überfluthete ihn und sein Weib.

Todesmatt stürzte er mit einer neuen Verwünschung in seinem Blute zu Boden.

Das Jammergeschrei der Kinder, welche beide Eltern gestorben meinten, zog hülfreiche Hände herbei.

Der ohnmächtige Schmuel wurde in sein Bett zurück getragen und der Arzt, welcher auf den Wunsch des Fürsten jetzt beständig

hier weilte, da das Leben des Juden zu wichtig war, schleunigst herbei gerufen.

Der erfahrne Diener des Aeskulap schüttelte bei dem Anblick seines Patienten bedenklich den Kopf. Durch die Aufregung und den nachfolgenden Blutverlust war das Leben des Juden so gewaltsam erschüttert worden, daß auf seine Rettung keine Aussicht mehr blieb.

Die Jüdin, welche gleichfalls erst nach mehreren Stunden durch künstliche Mittel ins Leben zurück gerufen werden konnte, war außer sich vor Betrübniß, als sie jene Trauerkunde vernahm.

Sie klagte sich jetzt noch hundertmal schärfer denn vorher, als die Ursache des Todes ihres Mannes an. Sie sah sich in einen entsetzlichen Widerspruch verwickelt. Sie hatte das Christenthum bekannt und hielt es für ihre höchste Pflicht es zu bekennen; aber gleichzeitig hatte sie durch Ausübung dieser Pflicht das Leben ihres Mannes in Gefahr gesetzt, ihn wohl gar getödtet.

Der Arzt verordnete nichts, sondern befahl nur die strengste Ruhe und die Vermeidung jeder Aufregung. Auch die Kinder mußten anderswo untergebracht werden, um nicht zu stören.

Die Jüdin nahm wieder ihren Platz an dem Bette des Kranken ein und war durch keine Rücksicht auf sich selbst dazu zu bewegen, es bei Tage oder bei Nacht zu verlassen.

Zwei ganze Tage lag der Jude in voller Bewußtlosigkeit da.

Am dritten erwachte er; aber er war ein anderer Mensch geworden. Der Blutverlust hatte ihn nicht allein körperlich geschwächt sondern auch seinen geistigen Trotz gebrochen.

War es das Gefühl des herannahenden Todes, das ihn still und ruhig machte?

Die Erinnerung an die letzten Vorgänge schien ihm entschwunden zu sein. Sanft ergriff er die Hand seines Weibes: „ich fühle

es," sprach er mit mattem Ton, „daß der Tod mir nahe ist, ich werde dies Lager nicht wieder verlassen. Armes Weib, wer wird sich Deiner und der Kinder erbarmen, die Ihr schon verstoßen seid durch Eure Geburt?"

„Sei ruhig, lieber Mann," versetzte die Jüdin, indem sie die Thränen mühsam in ihre Augen zurück drängte, „es ist noch nicht so schlimm mit Dir. Der Arzt hat alle Aufregung verboten, dann hofft er Dich bald herzustellen."

„Der Arzt?" fragt der Jude erstaunt, indem sein Erinnerungsvermögen allgemach klarer zurück zu kehren schien, „wo haben wir denn einen Arzt?"

Er hob das Haupt mit Anstrengung ein Bischen empor.

„Wo bin ich?" fragt er leise weiter, „hier sind wir doch nicht in Kawno? Ach ja richtig; ich wurde ja wohl von den Lambden gefangen? Bist Du und die Kinder auch gefangen? Wo sind die Kinder?" fragte er etwas lebhafter, zugleich unruhig mit den Augen umher fahrend.

Der Arzt hatte diesen Augenblick vorher gesehen und der Jüdin aufgegeben, auf alle Fragen ihres Mannes offen zu antworten, ihn überhaupt über die Gründe seines Hierseins und die Veranlassung seines Zustandes vollständig aufzuklären, jedoch ihre eigene Theilnahme an seiner Ergreifung, so wie auch ihren Uebertritt zum Christenthum zu verschweigen, um ihn dadurch nicht unnöthigerweise gefährlich aufzuregen.

Dies Verfahren hatte der Arzt mit dem Fürsten und dem Major verabredet, um die wenigen lichten Augenblicke, die der Jude nach seiner Ansicht kurz vor dem Tode noch haben würde, für die Erreichung der Zwecke des Fürsten zu benutzen. Es war zu dem Ende auch der Jüdin besonders empfohlen worden, die Interessen der

Kinder in den Vordergrund zu schieben und die Fürsorge des Fürsten zuzusichern, wenn der Jude sich den Wünschen desselben füge.

Die Jüdin hielt es für geeignet, sich jetzt ihres Auftrages zu entledigen, wo ihr Ehemann durch Erwähnung der Kinder zeigte, daß er für ihre Gründe am empfänglichsten sein werde.

Schmuel hörte sehr aufmerksam zu. Er sah die Lage seiner Frau vollkommen ein und begriff, daß er ihr und seiner Kinder Zukunft allein dadurch sichern könne, wenn er den lang gehegten Wunsch des Fürsten erfülle.

Unter allen anderen Umständen würde er dies bei seinem entsetzlichen Christenhaß mit Trotz und Hohn von sich gewiesen haben; allein, wie schon bemerkt, die Todesnähe hatte ihn weich und versöhnlich gestimmt. Vielleicht drängte es ihn auch dunkel vor seinem Dahinscheiden, wenn möglich, ein von ihm vernichtetes Dasein wieder einzusetzen in seine Rechte, und so eine schwer lastende Unthat wenigstens theilweise auszugleichen.

Er machte eine lange Pause, als sein Eheweib geendet hatte. „Ich glaube, ich würde ruhiger sterben,“ sprach er endlich, „wenn ich Euch Alle versorgt wüßte.“

Die Jüdin suchte ihm die Todesgedanken auszureden, als er aber darauf nicht zu achten schien, gedachte sie einen Versuch zu machen, um wenigstens für seine Seligkeit zu wirken.

„Ueber unser Schicksal bekümmere Dich nicht all zu sehr, guter Mann,“ sprach sie, „Gott und brave Menschen werden ja für uns sorgen; aber gedenkst Du denn auch Deines eigenen jenseitigen Lebens?“

Mit großen Augen starrte der Jude die Sprecherin an. Schon blitzte es wieder in seinen Augen, wie vor zwei Tagen, als er sein Eheweib zu erwürgen im Begriff stand, und diese erzitterte ob ihrer

eigenen unvorsichtigen Rede. Indeß ein wohlthätiger Genius schien den Geist des Juden zu umnachten und ihm die auftauchende Erinnerung an jene Begebenheit schnell zu entziehen.

Feierlich sprach Schmuel nach dem augenblicklichen Besinnen: „Der Gott unserer Väter wird über mich richten nach meinen Thaten. Ich habe viel Böses in meinem langen Leben begangen und große Unthat lastet auf meinem Gewissen; aber ich habe auch schwere Leiden erduldet, ich habe einst Weib und Kind vor mir in die Flammen schleudern sehen und bin selbst in die Sclaverei geschleppt worden. Da war ich unschuldig und man machte mich zum Bösewicht. Jetzt büße ich meine Schuld mit dem Leben und darum wird der Gott Abrahams mir ein gnädiger Richter sein. Amen."

Er schwieg einen Augenblick.

Matter fuhr er nach einer Pause fort: „Sprich nicht von mir Weib, ich bin ein todter Mann und nur den Lebenden gehört Deine Sorge. Aber ich fühle es, meine Augenblicke sind gezählt. Geh' und rufe den Fürsten an mein Lager."

Weinend schritt die Jüdin zur Thür hinaus.

LXXV.

Die Geständnisse des langen Schmuel.

Der Fürst leistete dem Rufe mit derjenigen Bereitwilligkeit Folge, welche sich von der Aussicht, seine Lebensaufgabe gelöst zu sehen, erwarten ließ.

Wenige Minuten später trat er in das Krankenzimmer des Juden.

Nur mit Mühe gelang es dem kraftvollen Mann, die gewaltige Spannung, welche in allen seinen Gesichtszügen arbeitete, zurück zu drängen.

Der Jude hatte sich in eine aufgerichtete Stellung bringen lassen und erwartete sitzend die Ankunft seines Besiegers.

Erdfahle Bläße lagerte auf den tiefen eingefallenen Zügen, denen der lange herabhängende Bart als dunkle Einfassung diente.

Gespannt haftete sein Blick an der Thür. Als der Fürst über die Schwelle trat, da zuckte es, wie fernes Wetterleuchten durch die

matten Augen und er legte wie unwillkürlich die abgemagerte Hand in geballter Haltung auf die Bettdecke. In dieser Sekunde athmete die ganze Figur den rohesten Fanatismus des Juden gegen den Christen. Man sah es, es wäre dem Ohnmächtigen eine Wonne gewesen, den Eintretenden in Stücken zu zerreißen und er fluchte seinem Geschick, daß es ihm dazu die Macht versagt.

Aber es war eben nur ein Moment.

Die Ahnung des Jenseitigen erfüllte bereits mit ihren Todesschauern die wunde Brust, und wie die physische Kraft zum Hasse hinwegschwand, so stimmte auch das Gemüth sich weicher und versöhnlicher.

Langsam glätteten die Züge sich auf dem Antlitz, die geballte Faust nahm die natürliche Lage an, nach einer Pause finstern Niederstarrens erhob der Jude von neuem das Antlitz zum Fürsten. Es war ernst und ruhig.

Prominski war schweigend an das Bett getreten und blickte mit dem Ausdruck innigen Mitleidens auf die kranke Gestalt.

Schmuel schien es zu bemerken und in diesem Augenblick nicht unfreundlich davon berührt zu werden.

Der Fürst versuchte es zu sprechen, allein die innere Aufregung versagte ihm die Stimme. Jetzt mußte es sich entscheiden, ob der letzte schwache Hoffnungsstern zur leuchtenden Sonne der Zukunft sich umgestalten oder auf ewig in finstere Nacht versinken sollte.

„Sie wünschen Mittheilungen von mir zu erhalten," sprach der Jude endlich mit leiser aber deutlicher Stimme, „die Ihnen für Ihre Familie von hoher Wichtigkeit sein müssen. Nur ich kann sie Ihnen geben, und ich will sie Ihnen geben, wenn ich vorher ein Versprechen erhalte, das mir die Todesstunde erleichtern wird.

„Fordern Sie!" rief der Fürst leidenschaftlich; „fordern Sie mein halbes Vermögen, ich will es geben.

Der Kranke fuhr bei dem lauten Ausruf erschreckt zusammen. Die eisenfesten Nerven waren schwach und reizbar geworden.

„Ich fühle es," sprach er mit feierlichem Ton, „daß meine Stunden gezählt sind. Bald werde ich bei meinen Vätern versammelt sein, dort Rechenschaft abzulegen für wenig gute und viel böse Stunden meines Thuns. Aber wenn ich ruhig an das Jenseits denken soll, muß ich meine irdischen Verhältnisse geordnet haben. Ich hinterlasse ein armes Weib und drei hülflose Kinder; versprechen Ew. Durchlaucht mir, sich ihrer anzunehmen und nicht zu dulden, daß den Unschuldigen die Verbrechen ihres Vaters angerechnet werden."

„Ich verspreche nicht blos das," versetzte der Fürst lebhaft; ich werde für das irdische Wohl Ihrer Familie Sorge tragen, wie für die Besten meiner Unterthanen. Es soll ihnen an nichts fehlen, so lange sie es selbst von mir annehmen wollen. Auf meinen Gütern bereite ich ihnen eine reichliche und sorgenfreie Zukunft. Mein fürstliches Wort zum Pfande."

„Gut," sprach der Jude sichtlich erleichtert, „ich danke Ihnen für Ihr Versprechen, das ich mit mir nehmen will in die andere Welt. Jetzt sollen Ew. Durchlaucht erfahren, was Sie zu wissen wünschen."

Der Jude hielt einige Momente inne, als wolle er sich innerlich sammeln. Dann begann er zu dem lautlos aufhorchenden Fürsten.

„Mein Vater war der Anführer einer jüdischen Räuberbande, mit der er bald in den russischen bald in den polnischen Steppen umher zog, je nachdem die Sicherheit oder Aussicht auf Gewinn das

Eine oder das Andere zu gebieten schien. Er ist es gewesen, der vor etwa vierzig Jahren Ihren Bruder bei einem nächtlichen Ueberfall auf einem Jagdschloß aus den Armen des Vaters geraubt hat. Es geschah dies auf Anstiften einer weiblichen Anverwandten Ihres Hauses, welche meinen Vater für großen Lohn gedungen hatte, ihr den jungen Prinzen lebendig auszuliefern, den Erzeuger desselben aber zu ermorden. Sie wollte sich auf diese Weise Erbansprüche in den fürstlichen Lehngütern erwerben. Wirklich wurde bei dem Ueberfalle, wie Ihnen bekannt sein muß, der junge Prinz hinweggeführt und Ihr Vater geknebelt dem Feuertode gewidmet, welchem er jedoch nach dem Abzug der Bande durch herbeigeeilte Hülfe glücklich entging. Die Anstifterin der That, hatte es sich ausbedungen, daß mein Vater ihr zum Zeichen der Ausführung zugleich mit dem Kinde einen blauen Edelstein überliefere, den der Fürst nach ihrer Anweisung am Halse trug. Mein Vater wußte sich dieses Steines bei dem Ueberfalle glücklich zu bemächtigen, als er jedoch die Kunde erhielt, daß der Fürst entkommen sei, so besorgte er mit Grund die Edelfrau werde ihm den Lohn nicht zahlen; ohnehin erschien es ihm sehr gefährlich sich jetzt in der Nähe des Schlosses sehen zu lassen. Er beschloß daher nunmehr das Kind bei sich zu behalten, um später auf die eine oder andere Weise durch die Person desselben, einen Gewinn zu erlangen. Eben so schien es erforderlich, den Stein sorgfältig aufzubewahren, weil nur dieser später als Wiedererkennungszeichen dienen konnte. Da das Kind noch sehr klein und hülflos war, brachte es mein Vater zu einer ihm befreundeten jüdischen Familie, bei welcher er es als der Sohn seines Bruders, der plötzlich mit seine Frau gestorben sei, erziehen ließ. Ich war damals zwölf Jahre alt und befand mich bei einer anderen Bande, zu der mein

Vater mich ausgethan hatte, um mir mehr zu versuchen. Als mein Vater einige Jahre später sich dem Tode nahe fühlte, ließ er mich zu sich rufen, theilte mir die ganze Sache mit, übergab mir den Stein und wies mich an, wie ich dereinst einen großen Gewinn aus demselben zu ziehen vermöchte, sobald der Vater des jungen Prinzen, der regierende Fürst von Prominski gestorben und die Edelfrau zur Erbfolge berufen sein würde. Ew. Durchlaucht waren nämlich damals noch nicht geboren. Mein Vater starb gleich nach diesen Eröffnungen und ich mußte nun an die Spitze seiner Bande treten. Ich verheirathete mich, obwohl noch im Jünglingsalter gleich darauf und ward bald glücklicher Vater zweier geliebten Kinder."

Der Jude hielt einen Augenblick inne, vielleicht um sich an der Erinnerung vergangenen Glücks zu weiden, vielleicht weil ihn schmerzvolle Gefühle übermannten.

Der Fürst schwieg ebenfalls. Seine Blicke hingen in fieberhafter Spannung an dem Munde des Sprechenden.

Mit tief bewegter Stimme fuhr der Jude fort.

„Ich war damals unaussprechlich glücklich. Es ging uns oft schlecht, aber wir hatten zu leben, theils durch bürgerliche Handthierungen, theils durch kleine Diebstähle. Von größeren Verbrechen wußte ich meine Untergebenen jetzt auf das Strengste zurück zu halten; obwohl ich unter meinen früheren Genossen den Ruf großer Kühnheit und Gewandheit besaß. Ich war noch nicht der kaltblütige Verbrecher, als der ich später auftrat. Doch mein Glück war von kurzer Dauer. Der unbegründete Verdacht eines Kirchendiebstahls ward Ursache, daß ein Streifzug russischer Bauern uns überfiel, meine Bande niederhieb, mein Weib vor meinen Augen schändete und sie dann mit den Kindern ins Feuer stürzte."

„Ja, Herr,“ sprach der Jude mit zitternder Stimme, „in jenem Augenblick, als ich geknebelt und verwundet da lag, als vergebens das Geschrei meiner Frau und das Gewimmer meiner Kinder in meinen Ohren tönte, als ich die Mißhandlungen sehen mußte, ohne einmal den Jammer meines eigenen Daseins ein Ende machen zu können, da habe ich mich los gesagt von Gott und Menschen. Es war eine Stunde in der ich, obwohl Jüngling an Jahren, zum Greise erkaltete. Ich habe Jahrzehnte in diesen Minuten durchlebt und doch können Jahrzehnte mit allem Blut und allen Thränen des alltäglichen Jammers solche Minuten nicht aufwiegen. Ich schwur einen furchtbaren Racheeid, ich gelobte ein kalter berechnender Bösewicht zu werden, der vor keiner Schandthat zurück bebte — und ich habe meinen Eid gehalten. Ich weiß es, der Gott meiner Väter wird jetzt mit mir ins Gericht gehen wegen dieses Eides, aber er wird auch eingedenk sein jenes Tages, wo er seine Hand von mir abgezogen hatte und nicht achten wollte des Jammers seines Knechtes.“

„Von der ganzen Bande ließ man mich allein am Leben. Man schleppte mich gefesselt fort, weil man von mir weitere Geständnisse zu erpressen hoffte. Ich konnte nichts gestehen, denn ich wußte nichts. Aber die Wuth meiner Peiniger stieg dadurch aufs neue; ohne Urtheil und Recht schleppte man mich in die sibirischen Einöden und hier habe ich funfzehn Jahre meines Lebens unter unsäglichen Leiden und Entbehrungen vertrauert. Es war nur der abgelegte Racheschwur, der mich abhielt, meinem gequälten Dasein ein Ende zu machen. Endlich gelang es mir zu entfliehen, ich kehrte nach Polen zurück, hatte bald eine neue Horde um mich vereinigt und jetzt that ich den ersten Schritt um meinen Peinigern zu ver-

gelten; sie sind durch Feuer und Schwert mit sammt ihren Wohnsitzen vom Erdboden vertilgt. — — — — — — — — — — — — — —"

„Bei dem Ueberfalle durch russische Bauern wurde mir auch der blaue Edelstein, den mir mein Vater übergeben hatte, geraubt. Da mir an dem Wiedergewinnen desselben viel gelegen war, so ließ ich unter den Gefangenen bekannt machen, daß derjenige das Leben behalten sollte, welcher mich wieder in den Besitz desselben brächte. Dieses Mittel hatte einen guten Erfolg, wiewohl der Inhaber des Steins selbst bei dem Brande des Dorfs schon umgekommen war, ich mußte das Kleinod vom Halse einer Leiche lösen. Mein grimmer Haß dachte indeß vorerst nicht daran, den Edelstein mit Rücksicht auf den gefundenen Prinzen, den Bruder Ew. Durchlaucht zu benutzen. Derselbe war während meiner Gefangenschaft in der jüdischen Familie auferzogen worden und zwar, wie es schon mein Vater um allen Verdacht zu vermeiden, angeordnet hatte, als der Sohn seiner Pflegeeltern. Mit Wonne vernahm ich, daß er eine gute Anlage zum Diebshandwerk verrathe und unter der Anleitung seiner Genossen bereits nicht unbedeutende Thaten verübt habe. Es war mir ein entzückender Gedanke einen Fürstensohn als Genossen meiner geschmähten Tage zu besitzen, ja einen der Ersten aus dem verhaßten Geschlecht der Gojim mit mir zugleich vor der Peitsche des Büttels zittern zu sehen. Ich zog daher den Prinzen mit seinem Pflegevater sogleich an meine Bande, beide waren bereits Theilnehmer an dem Rachewerk gegen die russischen Bauern und begleiteten mich von nun an bei allen meinen ferneren Unternehmungen, die nicht selten so blutig und grausam waren, wie ich es mir in meiner Sclaverei gelobte. Ich war jetzt ein anderer Mensch geworden, mein Herz lechzte nach Rache, zu rauben und zu zerstören war mir eine Wonne."

„Hatte ich indeß anfangs nichts weiter beabsichtigt, als den Prinzen zu einem Gauner, gleich mir heran zu bilden und es deshalb verschmäht durch die Anzeige seiner Abstammung einen Geldgewinn zu machen, so änderten meine Pläne sich mit der Zeit. Nach dem Tode seines Pflegevaters schloß ich eine so intime Freundschaft mit einem Juden Namens Manasse, der gleich mir durch ungerechte Schläge des Schicksals verhärtet war, daß ich ihn zum Mitwisser meines Geheimnisses machte. Dieser stellte mir vor, welche politische Vortheile es für uns haben würde, wenn wir unser Rachewerk damit endeten, dem Gauner die fürstliche Krone aufs Haupt zu drücken. Ich ging hierauf ein und es kam deshalb darauf an Ew. Durchlaucht und Ihre Nachkommen, die Sie inzwischen an die Stelle des alten Fürsten getreten waren, aus dem Wege zu räumen. War dies geschehen, dann konnten wir mit dem geraubten Prinzen, der nun zum kraftvollen Jüngling herangereift ist, hervortreten und gestützt auf den Stein, für ihn die Herrschaft in Anspruch nehmen. So hatten wir nicht blos das ganze fürstliche Geschlecht geschändet indem wir eines seiner Mitglieder zu den niedrigsten Verbrechern herabzogen, sondern wir sicherten uns auch die Dankbarkeit des Letzteren, indem wir ihn wieder zum Fürsten erhöhten. Das seine Verbrechereigenschaft kein Hinderniß für ihn sein würde in die Prärogative der Fürstenkrone einzutreten, dafür bürgten uns sichere politische Gründe, die das Fortbestehen des Geschlechts der Prominski dringend wünschenswerth machten, also auch seine Person anerkennen mußten, sobald auf ihn die Hoffnungen der Zukunft beruhten."

„Ew. Durchlaucht wissen nun," sprach der Jude mit sichtlicher Anstrengung weiter, „daß Sie in neuerer Zeit kurz hinter einander Weib und Tochter verloren, das war Manasses Werk, der einen

Ihrer damaligen Diener durch großen Lohn zu gewinnen wußte, den Gestorbenen Gift zu reichen. Ein gleiches Loos war Ihnen bestimmt, das aber durch die Verabschiedung jenes Dieners und Ihre gleich darauf folgenden großen Reisen verschoben werden mußte. Ich erfuhr endlich von Manasse Ihre Anwesenheit in Berlin, wohin ich mich ebenfalls begeben hatte, nachdem ich schon vor längerer Zeit von meiner Bande geschieden und nur von dem Prinzen und meiner Familie begleitet, Deutschland durchstreift war. Der Einbruch in Ihrem Hotel war dazu bestimmt, Ihnen selbst das Leben zu rauben. Es mißlang, ich flüchtete von der Polizei verfolgt nach Polen zurück und dort ist es Ihnen gelungen mich in meiner eigenen Behausung zu ergreifen."

Der Jude schwieg völlig erschöpft. Die lange Rede hatte die letzten Kräfte hinweggerafft. Seine Brust hob sich röchelnd auf und nieder.

Der Fürst hatte mit gefalteten Händen lautlos zugehört. Die fürchterliche Erzählung hatte ihn fast in eine geistige Stumpfsinnigkeit gestürzt. Ein Blick auf den Kranken riß ihn jedoch aus seiner Betäubung, denn er erkannte daß jede Minute kostbar sei.

„Und mein Bruder, wo weilt mein Bruder jetzt?" fragte er angstvoll, am ganzen Körper wie Espenlaub zitternd.

„Im Zuchthause zu Spandau," versetzte der Jude tonlos, „man kennt ihn dort unter dem Namen: der schlaue Schmerles."

Mit einem Schreckensruf sank der Fürst auf den Stuhl nieder, von welchem er sich in der inneren Erregung erhoben hatte. Er preßte beide Hände krampfhaft vor die Augen, ein dumpfes kaum vernehmliches Stöhnen entrang sich dem, krampfhaft zuckenden Körper.

Mit einem mal riß er die Hände vom Antlitz.

„Es ist nicht wahr," rief er mit einer Donnerstimme, „es ist eine Lüge, eine furchtbare sinnverwirrende Lüge! Du bist ein Betrüger, Jude, noch auf dem Todtbette sinnst Du Lug! Wo ist der Stein, den Stein will ich sehen!"

Ein wildes Feuer blitzte aus den Augen des Fürsten, der sich in Ehrfurcht gebietender Haltung hoch aufgerichtet hatte vor dem Lager des Verscheidenden.

Eine leichte Röthe, wie das letzte Flackern eines Lichts, flog bei diesen Worten über die bleichen Züge des Juden. Er winkte zu seinem Weibe hinüber, welches bis jetzt lautlos in einer Ecke des Zimmers im Bereich seiner Augen gesessen hatte.

Mit einer bezeichnenden Geberde reichte er ihr seine Gebetsschnur. Sie löste dieselbe mit einem scharfen Messer auseinander und der blaue lapis lazuli rollte zu den Füßen des Fürsten.

Rasch beugte sich dieser zur Erde. — Alle Zeichen waren vorhanden; es war wirklich das längst vermißte Familienkleinod.

Der Jude stöhnte immer ängstlicher. „Meine Kinder — Kinder!" lallte er fast unverständlich.

Die Jüdin verstand die Mahnung und eilte schnell, aus dem Gemach um die Verlangten zum Sterbelager des Vaters zu führen.

Segnend legte der Jude seine Hand auf die lockigen Häupter, welche mit den kindlichen Augen zu ihm aufblickend, nicht begriffen und kaum ahneten, um welch' eine ernste Catastrophe es sich hier handelte.

„Ich — habe — Ihr — — Wort," stammelte der Jude mühsam zum Fürsten gewandt. „Erbarmen — für — — Weib — und Kind!"

Lautlos sank er auf die Seite und hatte geendet.

„Euer Vater ist todt," sprach die Jüdin schmerzlich bewegt ihre Hände faltend, „betet zu Gott für seine Seele."

Stumm stand der Fürst von Prominski zwischen den klagenden Kleinen. In seinem Innern tobte ein furchtbarer Kampf. Schweigend drückte er der Wittwe die Hand und schweigend schritt er zum Sterbezimmer hinaus.

LXXVI.

Der Lendemain.

Glänzend leuchtete die Maisonne über das Häusermeer der Stadt.

Ihr Frühstrahl traf auf den Lieutenant von Steinfort, der mit seiner jungen Ehegattin in der Umgebung eines einfach aber geschmackvoll eingerichteten Zimmers auf dem Sopha vor dem Frühstücktisch befindlich war.

Steinfort hatte das Ziel seiner Wünsche erreicht; Auguste gehörte ihm seit gestern auch vor der Welt.

Er glaubte sich jetzt gepanzert gegen den Spott und Hohn der Gesellschaft; er redete es sich selbst ein, daß ihm dieser gleichgültig sei. Dennoch aber war er schwach genug, den Versuch seine Auguste in die von ihm geringgeschätzten Kreise einzuführen, wiederholen zu wollen. Er glaubte und hoffte, daß es ihm besser gelingen müsse als früher, da er jetzt sein rechtmäßiges Ehegemahl vorzustellen habe.

In dieser Absicht sprach er mit seinem Weibe davon, wie er

in den nächsten Tagen bei ihm bisher befreundet gewesenen Familien Visite machen wollten, wohin er namentlich auch das Haus des Geheimraths Berthold rechnete.

Auguste schien indeß mit einem weiblichen Taktgefühl schärfer und richtiger zu sehen als der Mann.

„Lieber Karl," sprach sie, „ich fürchte sehr, auch jetzt wirst Du Anstoß erregen, wenn Du mich in die Gesellschaft einführst. Die Leute verzeihen mir ja doch meine Vergangenheit nicht, und wenn sie mich verachten, würdest Du Dich kränken. Was bedürfen wir die Welt, sind wir uns nicht selbst genug? Laß uns still für uns leben, da werden wir am zufriedensten sein."

Also sprach das verständige Weib, die in einem reizenden Morgennegligee neben ihrem Manne saß und liebevoll zu ihm aufblickte.

Steinfort mußte seiner Frau im Innern Recht geben und doch war er wie mit eisernen, unzerbrechlichen Banden an die Gesellschaft geklammert.

So zärtlich er das Weib seiner Wahl auch liebte, so konnte er sich doch nicht in den Gedanken finden, mit ihr auf sich beschränkt seine Tage zu verbringen.

Zwei Motive waren es, die ihn zur Gesellschaft zogen, die Macht der Gewohnheit und das Bedürfniß der Unterhaltung. Steinfort war redlich, er hatte nach seiner besten Ueberzeugung gehandelt, aber er war auf der anderen Seite nicht stark genug, die nothwendigen Folgen seiner Handlungen ruhig zu ertragen. Er war eine jener häufigeren gespaltenen Erscheinungen der modernen Gesellschaft. Es regt sich in ihnen der Unwille gegen die tyrannischen Vorschriften alberner oder veralteter Grundsätze, sie ermannen sich sogar so weit, ihnen thatsächlich den Krieg zu erklären, und sie glauben ihren Lohn dafür in sich selbst, in der Zustimmung der Edleren zu

finden. Aber wenn nun die Kehrseite herannaht, wenn die Entbehrungen sich zeigen, die die süße Gewohnheit des Daseins so hart und schrecklich erscheinen läßt, da wanken sie, sie treten einen Zoll zurück und eine einzige Inkonsequenz wird Grund, daß das ganze System und alle errungenen Vortheile desselben über den Haufen stürzen. So sehen wir die Besseren und Besten unter uns ruhmlos untergehen oder feige abfallen von der Fahne, zu der sie geschworen. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Steinfort konnte sich unter den gedachten Einflüssen nicht davon losreißen, Pläne für neue gesellschaftliche Verbindungen in feinen Kreisen zu entwerfen. Auguste mußte endlich trotz aller gegründeten Einwendungen dem neuen Eheherrn gegenüber nachgeben und so wurde beschlossen, in den nächsten Tagen Visiten bei einigen aus früheren Zeiten dem Lieutenant befreundeten Familien zu machen.

Steinfort war durch diese Unterredung für den Augenblick unangenehm berührt und ging einsylbig im Zimmer auf und nieder.

Es war freilich noch etwas Anderes was ihn verstimmte; ein an sich vielleicht weniger erheblicher Umstand, der aber ein Beweis sein kann, welch' eine ungeheure Macht die conventionellen Formen und Gesetze der Gesellschaft ausüben und wie streng sich Jeder zu prüfen hat, bevor er mit ihnen den Kampf beginnt. Sie bilden weit mehr ein nothwendiges Ingredienz des Lebens, als man in der edleren Aufwallung des Gemüths so gern annimmt; wo sie geschwunden sind, da erst vermißt man sie schmerzlich.

Steinfort kannte den Gebrauch und hatte ihn selbst oft gegen Dritte beobachtet, nach welchem die Freunde des Hauses am Morgen nach der Hochzeit dem jungen Ehepaar ihren Besuch abzustatten pflegen.

Zu ihm kam Niemand.

Er wußte dies vorher, denn seine Vermählung war aus begreiflichen Gründen ganz in der Stille gefeiert worden; nur die nöthigen Zeugen, welche Birkheim besorgte und deren Namen er nicht einmal behalten hatte, waren bei der Trauung zugegen gewesen. Aber dennoch erinnerte er sich nicht ohne geheimen Neid an ein junges Ehepaar, bei dem er kürzlich selbst in großer Gesellschaft einen solchen Höflichkeitsbesuch abgestattet hatte. Damals hatte er gelacht und über die „vorschriftsmäßige Chokolade," die ihm gereicht war, gespottet und heute empfand er es schmerzlich, daß das, was ihm als sinnlos und albern erschienen war, bei ihm nicht eintrat.

So sind die Menschen! Und Steinfort war wahrlich keiner der schlechtesten; er war ein Mensch mit warmem Herzen, mit regem Gefühl für alles Edlere und Bessere, er stellte sich selbst als Kämpfer in die Reihen der sozialen Opposition, aber ihm fehlte, was unserer Zeit überhaupt und so auch ihren Söhnen mangelt, ihm fehlte — Charakter, Consequenz, Energie! Aufgewachsen in Weichlichkeit und Wohlleben fühlen sie wohl den Drang der neuen Zeit, aber es fehlt die muthige Hand, die standhaft nach dem Lorbeer sich ausstreckt.

Steinfort war sehr froh und empfand eine geringe Satisfaktion, als nach einigen Stunden der Referendarius von Birkheim erschien, um ihm seine Gratulation zum Lendemain abzustatten. Birkheims gewandter Geist und seine äußere Glätte waren ihm in diesem Augenblick eine doppelte Erquickung und er nahm daher seinen Besuch gern an, obschon er den Menschen selbst im Grunde seiner Seele verachtete. Derselbe war doch immerhin ein Bindemittel, durch welches der neue Ehemann sich gleichsam noch an die höheren Kreise der Gesellschaft gekettet glauben durfte.

Birkheim that, was jeder Mann von Welt bei dieser Gelegenheit zu thun pflegt.

Er sprach zierliche Glückwünsche aus und erlaubte sich dabei, mit Rücksicht auf seine intimere Stellung zum Lieutenant, einige frivole Anspielungen auf den neuen Stand, in welchen Auguste seit gestern eingetreten war.

Auguste antwortete ihm, weil sie wußte, daß Steinfort ängstlich darüber wachte, ob dies in der von ihm vorgeschriebenen Weise geschehen würde; doch fühlte sie sich unwillkürlich von dem Lebemann zurückgestoßen, der ihr schon damals einen unangenehmen Eindruck machte, als sie in Begleitung des Fischergraf einst in der Spielgesellschaft sein unfreiwilliger Gast war. Sie wußte selbst nicht, was ihr an dem Manne mißfiel. Hier waren es vielleicht eben die gemachten äußerlichen Formen, die der Referendar ohne Herz und ohne Theilnahme zu erfüllen strebte, die ihrer Natürlichkeit anwiderten. Jede unbefangene, ursprüngliche Natur, der diese Formen ungewohnt entgegentreten, wird vor ihnen zurückschrecken, ja sie hat eine gewisse Berechtigung, dieselben für Heuchelei zu halten, selbst da, wo sie es nicht sind.

Nachdem der Referendar seinen ceremoniösen Pflichten gegen die junge Ehefrau Genüge gethan zu haben vermeinte, ersuchte er den Lieutenant, mit ihm in ein anderes Zimmer zu gehen, um dort über Geschäfte zu sprechen.

„Lieber Steinfort,“ sprach er, als dieser seinem Begehr gewillfahrt hatte, „ich hoffe, daß die Ehefreuden in den Flitterwochen der Gegenwart Deinen Blick nicht ganz gegen die Zukunft verschließen werden; es ist jetzt vor allen Dingen erforderlich, daß wir Deinen Vater von dem Geschehenen unterrichten und ihn damit zu versöhnen suchen.

Steinfort fühlte durch diese Worte einen neuen Stein auf seine Brust gewälzt.

In den letzten Tagen war sein Geist so durch die ihm zunächst liegenden Dinge beschäftigt gewesen, daß er an diesen Gegenstand gar nicht gedacht hatte, um so weniger, als er seinen Vater nach Polen verreist wußte, ohne erfahren zu haben, nach welchem Ort, oder wann er zurückkehren werde. Derselbe hatte in der jüngsten Zeit für ihn gewissermaßen nicht existirt.

„Ich dächte, das hätte Zeit," sprach er nach einer kleinen Pause in etwas gedehntem Ton.

Der Referendarius blickte ihn erschreckt an.

„Ich verstehe Dich nicht," sprach er verstimmt, „das hat durchaus keine Zeit, es ist im Gegentheil das Allernothwendigste, Deine Ehe kann bis dahin stets für nichtig erklärt und ich, aber auch eben so gut Du, für die kleine Täuschung des Pfarrers den Händen der Kriminaljustiz überliefert werden."

Von dieser Seite hatte Steinfort die Sache nie angesehen, und noch weniger war sie ihm durch Birkheim von derselben vorgestellt worden.

Also ein Kriminalverbrechen hatte er begangen? In die Reihe derer war er herabgesunken, nach denen der Staat täglich seine Hände ausstrecken kann, um sie zur Rechenschaft zu ziehen, für ihre Uebertretung seiner Gesetze! Dieser Gedanke hatte für ihn und seinen im Grunde ehrenhaften Charakter etwas Vernichtendes.

Er hatte zwar früher selbst so philosophirt, und war besonders durch Birkheim in dieser Philophie bestärkt worden, wenn die Gesetze die Ungerechtigkeiten der Gesellschaft sanktionirten, müsse man sie zu umgehen suchen, aber er hatte es sich nie klar gemacht, daß dies durch ein Verbrechen geschehen müsse.

Steinfort fühlte sich wie vernichtet und unfähig, irgend einen bestimmten Entschluß zu fassen.

„Ich will es übernehmen," sprach der Referendarius, dem daran zu liegen schien, diesem Interimistikum ein Ende zu machen, „an Deinen Vater zu schreiben und ihn von Deinem Ehebündniß in Kenntniß zu setzen. Ich hoffe ihn auf diese Weise am leichtesten zu bestimmen, das Geschehene zu billigen, das er ja doch ohne Eklat zu erregen, nicht rückgängig machen kann. Laß nur jetzt den Kleinmuth fahren, der nichts nützen und alles verderben kann. Die Sache wird sicher gut und vermuthlich viel besser gehen, als Du es jetzt denkst. Was wird denn der Alte am Ende machen können? Schlimmsten Falles mußt Du mit Deiner Frau geradeswegs zu ihm reisen und ihn um Verzeihung bitten."

„Ich überlasse Dir Alles," antwortete der Lieutenant, dessen Gewissen in der heftigsten Aufregung zu sein schien, „mache es, wie es Dir am Besten scheint; ich fühle wohl, daß es mir an Mitteln fehlt, meinen Schritt vor meinem Vater zu rechtfertigen. Du hast größere Gewandtheit als ich und kannst überdies Manches für mich anführen, das sich in meinem Munde meinem Vater gegenüber schlecht geziemen würde."

In diesem Augenblick erschien Auguste in der Thür, um die Herren einzuladen, an einem Frühstück in ihrem Zimmer Theil zu nehmen.

„Sprich in der Gegenwart meiner Frau nichts von unseren Verhandlungen," bemerkte der Lieutenant auf dem Wege, „sie hat von der Geschichte mit dem Heirathsconsens keine Ahnung und steht in dem Wahn, mein Vater habe wirklich seine Einwilligung zur Trauung gegeben.

„Schon gut, schon gut," flüsterte Birkheim mit der Miene eines Mannes, der dergleichen als sich von selbst verstehend ansieht.

Auguste hatte ein sehr comfortables Frühstück servirt und wußte die Wirthin mit einer Freundlichkeit und Aufmerksamkeit zu machen, die das was ihr an feiner Tournure abging, vollständig ersetzte.

Steinfort schien dieselbe Bemerkung zu machen, denn seine Blicke hafteten mit unverkennbarem Wohlgefallen an den raschen, leichten Bewegungen seiner kleinen Frau, die schon mit so viel Würde auf den Fleischer zu zanken verstand, der schlechtes Fleisch zu den Beefsteaks geschickt, als führe sie seit Jahren das Hausregiment.

„Laß gut sein, liebes Weibchen," sprach er lächelnd, „ich wünsche uns in der ganzen Dauer unserer Ehe kein schlechteres Frühstück."

„Ei nun," eiferte Auguste mit komischem Zorn, „man muß in der Zeit auf Strenge und Ordnung halten. Warum soll ich es für mein Geld nicht so gut nehmen, wie ich es bekommen kann?"

Birkheim schien, obwohl ohne Worte, durch seine Handlungen eine entgegengesetzte Ansicht als die der neuen Hausgebieterin auszudrücken. Er aß und trank ungeheuer viel und unterbrach sich nur so weit, als ihm erforderlich schien, um der Wirthin nach den Pflichten des Hausrechts den Hof zu machen.

Auguste, die dies bemerkte, warf einen lächelnden Blick auf ihren Mann, den dieser aber nicht erwiederte, da er bereits wieder in ernstes Nachdenken versunken schien.

„Was fehlt Dir denn, lieber Karl?" unterbrach Auguste theilnehmend sein Gedankenspiel, „Du ißt nicht und scheinst wieder tief in Grübeleien versunken.

Steinfort strich mit der Hand über die Stirn. „Mir fehlt

nichts, mein Kind," sprach er galant, seiner Frau die Hand reichend, „denn ich habe Dich."

Er suchte sich jetzt gewaltsam herauszureißen und wirklich kam eine leidliche Unterhaltung in Gang. Der vortreffliche Südwein mochte auch sein Theil dazu beitragen, ihm die Sorgen aus der Brust zu treiben.

Nach einer Weile der Unterhaltung über mehr oder weniger gleichgültige Dinge sagte Auguste: „Du lieber Gott, Karl, ich bin in meinem Glück recht undankbar. Erst jetzt denke ich an die unglückliche Marianne; was mag aus ihr geworden sein? Sie war so gut und fromm. — Hören Sie, Herr von Birkheim," wandte sie sich an den Referendar, „da könnten Sie mir einen rechten Gefallen thun, wenn Sie das Mädchen aufsuchen hülfen; Ihnen muß das ja wohl sehr leicht werden. Ich wohnte einige Zeit mit ihr in der Rosenthalerstraße in einem Hause. Sie stand unter polizeilicher Aufsicht, aber gewiß mit Unrecht; ach Gott, das Mädchen konnte kein Wasser trüben. Indeß die Polizei hielt einmal zur Zeit eine Nachsuchung bei ihr und dafür trieben ihre Wirthsleute sie am Morgen fort; seitdem habe ich sie nicht wieder gesehen."

„Wie ist das?" fragte Birkheim aufmerksam werdend, „wollen Sie mir die Verhältnisse des Mädchens nicht etwas genauer erzählen?"

Auguste erfüllte die Aufforderung sehr gern, da es ihr selbst eine Freude gewährte, von ihrem Schützling zu sprechen. „Siehst Du, lieber Mann," sprach sie bittend am Schluß ihres Berichtes, „könnten wir Marianne nicht zu uns nehmen; ich brauche ja doch noch bei meiner Unerfahrenheit eine Unterstützung in der Wirthschaft, von der Marianne recht viel versteht. Ich würde gleichzeitig

an ihr eine treue Freundin haben und Dir gefiel sie ja auch recht gut. Was meinst Du? Nehmen wir sie zu uns?"

„Ich bin es zufrieden, mein Kind," versetzte lächelnd der Ehegatte, „wenn Du mir versprichst, nicht eifersüchtig auf sie zu werden."

Auguste sah ihn groß an und schüttelte dann ernst das Köpfchen. Sie begriff nicht, wie ihr Karl an eine solche Möglichkeit denken mochte und noch weniger, wie er etwas gesprochen haben könne, das in der Gesellschaft nichts bedeute.

Der Referendarius hatte die Erzählung der jungen theilnehmenden Frau ruhig mit angehört. Er wußte nicht recht, was er ihr darauf antworten sollte. Er wußte sehr wohl, was Marianne jetzt war und in welchen Verhältnissen sie lebte, denn er war nicht blos ein alter Geschäftsfreund der Frau Rüthmann, sondern auch mit dem Herrn Henri, welcher Marianne unterhielt, recht gut bekannt. Letzterer hatte ihn selbst schon einigemale zu Marianne mitgenommen. Aber eben aus diesem Grunde war er um eine Antwort verlegen. Seine Bekanntschaft mit Marianne zu gestehen, schien ihm nicht räthlich, noch weniger der Plan, sie in dem Hause des Lieutenants aufgenommen zu sehen. Der Major konnte zufällig auch von ihrer Vergangenheit erfahren und dadurch die Versöhnung zwischen Vater und Sohn noch mehr erschwert werden. Daß aber dies nicht geschehe, lag im eigenen wohlverstandenen Interesse des Referendars, den dabei Humanitätsgesinnung untergeordneter erfüllte, als die Rücksichten auf das Kriminalgefängniß.

Er half sich endlich mit einigen unbestimmten Redensarten, indem er Marianne aufzusuchen verhieß und damit die Sache auf die lange Bank zu schieben versuchte.

Bald darauf empfahl er sich, zugleich den Lieutenant ersuchend,

ihn auf einem kleinen Geschäftsgange mit seiner Einsicht zu unterstützen. Der wahre Grund war der, den Lieutenant ungestört dahin zu bestimmen, die Marianne unter keiner Bedingung in sein Haus zu nehmen.

Arm in Arm verließen die Freunde das Haus.

Mit einem gemischten Gefühl sah die junge Frau von Steinfort ihnen nach. Es war ihr, als thue sie nicht recht, den Mann mit dem Freunde allein zu lassen; aber sie mußte die Dinge wohl gehen lassen, wie das Verhängniß sie trieb. Mit einem unterdrückten Seufzer schellte sie dem Mädchen um die Reste des Frühstück aus dem Zimmer zu räumen.

Das war der Lendemain nach der Hochzeit.

LXXVII.

Maitressenwirthschaft.

In der eleganten Restauration des Traiteurs Zangler unter den Linden befindet sich neben dem großen Speisesaal ein kleines, reizend eingerichtetes Boudoir für Privatzirkel, die ungestört sich selbst überlassen bleiben wollen.

In diesem Lokal gab heute Abend Herr Henri, der Verführer Marianne's, seinen Freunden ein splendides Abendessen, in der Absicht, ihnen seine neue Maitresse vorzustellen.

Es mag als ein Beweis der tiefsten sittlichen Entartung unserer Gesellschaft gelten, daß die reichen Wüstlinge sich Maitressen halten, nicht etwa aus Liebe oder um eines natürlichen Bedürfnisses willen, sondern vielmehr zum Staat, wie etwa ein Pferd oder einen Jagdhund. Eine neue Maitresse ist ein neu angeschafftes Möbel, das man seinen Freunden zeigt und seiner Eitelkeit geschmeichelt glaubt, wenn es Beifall bei ihnen findet.

Tiefer kann die Erniedrigung eines menschlichen Wesens nicht

gehen, als wenn wir es hier in der Hand des Uebermuthes dem vernunftlosen Thier oder der todten Sache gleichgestellt sehen. Und doch, wie oft kommt solche Erniedrigung bei uns vor, in wieviel glänzenden Hotels wird dieser furchtbare Sklavenhandel getrieben, freilich mehr eine Schande den stolzen Händlern, als ihrer unglücklichen Waare!

Herr Henri hatte zunächst nur seine wollüstigen Leidenschaften an seinem Opfer befriedigen wollen, nicht allein weil das Mädchen ihm wirklich besonders gefiel, sondern auch weil die Rüthmann sie ihm als eine noch unbescholtene Jungfrau vorführte und einen ungeheuren Kuppelpreis dafür forderte. Herr Henri gehörte zu denen, welche nur das schätzen, was viel Geld kostet, wobei es seine abgestumpften Sinne vielleicht auch reizen mochte, einmal auf eine so ganz extraordinaire Weise ein Amüsement zu genießen. Ein wehrloses, auf künstliche Weise seiner Sinne beraubtes Mädchen zu verführen, das war dem entnervten Wüstling noch nicht vorgekommen.

Nachdem dies Heldenwerk zu seiner völligen Zufriedenheit vollbracht war, schien es ihm zweckdienlich, Marianne zu seiner Maitresse zu erheben, da seine frühere ihm mit einem Tänzer vom Ballet davon gegangen war und Marianne in der That für schöner gelten konnte, als alle Maitressen seiner Freunde.

Marianne hatte sich willenlos in Alles gefügt, denn nachdem die Gesellschaft sie verstoßen, nachdem sie durch eine nicht endende Schule von Trübsalen und Leiden geschleppt, endlich heimtückisch überfallen und um ihr letztes Gut bestohlen war, da hatte sie sich aufgegeben. Ihr blieb ohnehin nur die letzte Wahl, entweder wieder in die Hände der Polizei zu fallen und nach dem Arbeitshause geschleppt zu werden, oder sich in ihre gegenwärtige Lage zu finden.

Eins war gerade eben so schrecklich wie das Andere; sie ließ sich das Letztere gefallen, weil sie sich eben darin befand. Ihr Gemüth hatte auch hier wieder alle gewöhnlichen Stadien geistiger Kämpfe durchgemacht. Erst rasend bis zur Tobsucht, dann resignirend bis zur Melancholie, suchte sie sich in das Unabänderliche, in das sie einmal hineingezwängt war, zu fügen, so gut es ging. Wir haben es schon einmal bemerkt, ein geistig und sittlich stärkerer Charakter würde im Selbstmorde seine letzte Zuflucht gesucht haben, allein Marianne war, um einen bezeichnenden, wenn auch gewöhnlicheren Ausdruck zu gebrauchen, „mürbe" gemacht. Sie kam endlich dahin, die innere Stimme durch äußere Reizmittel, durch einen Strudel von Vergnügungen betäuben zu wollen, und da Herr Henri hierzu von seiner Seite willig die Hand bot, so schien solche Methode guten Fortgang zu nehmen. In Marianne's Wesen zeigten sich zu Stunden bereits die Spuren jener unweiblichen Wildheit, jener exaltirten Lustigkeit, durch welche die unglücklichen Opfer der Gesellschaft ihre Umgebung nicht selten täuschen, während sie doch nur sich selbst betäuben. Es ist die blumenreiche Fläche, unter der die Natter verborgen liegt.

So finden wir denn Marianne auch heute in der Gesellschaft des Herrn Henri und seiner Freunde, unter denen sich auch der Referendarius von Birkheim befand. Das Souper war beinahe geendet, der Champagner floß in Strömen und hatte so ziemlich bei allen Theilnehmern seine Wirkung hevorgerufen. Es herrschte Muthwille, bachantische Ausgelassenheit und Zügellosigkeit.

Marianne war durch den reichlichen Genuß des ihr aufgenöthigten Kreideweins in eine bewegte Stimmung gerathen. Die traurigsten Gedanken über ihre trostlose Lage wechselten mit den gaukelnden Bildern der Lust und Freude.

Birkheim war oder gerirte sich als der Lebendigste und Aufgeweckteste. Er unterhielt die ganze Gesellschaft mit seinen Späßen und Einfällen, vielleicht weil er dies als eine Art Bezahlung für die Bewirthung betrachtete, welche in gleichem Grade oder eben so häufig zu erwiedern, ihm seine Verhältnisse nicht erlaubten.

Die übrigen Mitglieder der Gesellschaft trieben im Chor einen wüsten Lärm. Es waren Herren vom diplomatischen Corps, Offiziere, junge Edelleute aus der Civilverwaltung, Schöngeister, Studirende und andere Mitglieder vom guten Ton. Wer von den Herren so glücklich war, gerade eine Maitresse zu besitzen, hatte dieselbe mit sich geführt. Die Damenwelt gehörte fast ohne Ausnahme dem Corps de Ballet an, jenen leichtgeflügelten Kindern der Freude, die sich hier für die Zurücksetzungen und Entbehrungen schadlos hielten, welche ihrer Bühnenwirksamkeit in der jetzigen Zeit zu Theil geworden war.

„Hören Sie, Henri," rief der Referendar in übermüthiger Weinlaune, „Sie haben da wirklich ein allerliebstes Mädchen aufgegabelt; ich habe es Ihnen schon oft versichert, die Marianne wäre das einzige Geschöpf, das ich lieben könnte, wenn das wirklich noch Mode wäre. Dabei fällt mir eine seltsame Geschichte ein, die ich den Herren erzählen muß. Sie haben alle den Lieutenant von Steinfort gekannt, er hatte eine Poussade, die früher eine Zeit lang in der Villa bella Furore machte, denken Sie, der Mensch ist wahnsinnig genug gewesen, das Frauenzimmer zu heirathen! Wie gefällt Ihnen das?"

„Ja, ja," unterbrach das krähende Organ eines blutjungen Attaché von der Flachsenfinger Legation den allgemeinen, durch die Erzählung hervorgerufenen Lärm des Erstaunens, Unwillens oder Gespöttes, „es war letzthin beim Grafen Willy davon die Rede,

die Geschichte hat auf einem Diner, das der Prinz von Steppenfeld den Offizieren von Steinforts Regiment gab, sehr unangenehme Sensation erregt. Die Heirath soll lange eine fixe Idee bei dem Herrn von Steinfort gewesen sein, und wie mir gestern ein Bekannter erzählte, hat er jetzt wirklich Stunden, wo er ganz geistesabwesend ist."

„I nun, wenn er nicht wahnsinnig wäre," versetzte Herr Henri, „oder wenigstens alle Anlage hätte, es zu werden, könnte er unmöglich Streiche machen, wie sie jeden Edelmann schänden."

„Ja wohl, ja wohl!" stimmte der Chor bei.

„Schicken Sie ihm doch morgen die Kutsche unseres verdienstvollen Geheimraths H. vor die Thüre, lieber Henri," bemerkte der kleine witzige Attaché, der für diese Anspielung auf die Irrenanstalt jenes Heilkünstlers mit allgemeinem Beifallgelächter belohnt wurde.

„So geht es," sagte Birkheim, sich behaglich die Hände reibend, „wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Ich gehe schon stark darauf aus, dem glücklichen Ehemann eine gebührende Dekoration an der Stirne zu verschaffen. Hoffentlich wird die Eroberung mir nicht all zu viel Mühe kosten. Ja, ja, es ist mein Ernst," fuhr er lachend und mit dem Kopf nickend fort, als er den Blicken Marianne's begegnete, welche ihn starr ansah; „wahrhaftig Henri, ich finde Ihr Mädel immer hübscher, je länger ich sie ansehe! Erlauben Sie mir, daß ich sie einmal küsse?"

„Warum nicht," lallte der Gefragte mit etwas schwerer Zunge, „das Mädchen ist ja zum Küssen da; ich bin nicht eigennutzig genug, meinen Freunden den Gefallen zu verweigern; nur immer zu."

Birkheim ließ sich nicht lange nöthigen, von der ertheilten Erlaubniß Gebrauch zu machen. Er sprang auf, eilte um das

Ende der Tafel und war bemüht sich auf den Schooß des Mädchens zu setzen.

Da erwachte Mariannes besseres Gefühl. Die vorher vernommenen Worte hatten sie in tiefster Seele getroffen. Also eine Waare war sie geworden, die der Käufer dem ersten besten Zwischenhändler nach Gutdünken weiter zu überlassen sich berechtigt glaubte! Sie glaubte ihre Ehre doch nur dem Einen überlassen zu haben und empfand Seelenschmerz genug darüber; diese Eine aber vermäkelte ihr höchstes Gut kaltblütig weiter! Das war eine neue Schande, die um so furchtbarer an ihr nagte, je natürlicher sie allen Uebrigen zu sein schien.

Dieser Gedanke brachte alles Blut in ihren Adern zum Sieden und mit der Gewalt des wiedererwachten sittlichen Unwillens schleuderte sie den zudringlichen Wüstling von sich, daß er in der ganzen Körperlänge taumelnd auf den Fußboden stürzte.

Die ganze Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus. Herr Henri fand sich außerordentlich geschmeichelt, denn er war eitel genug zu glauben, Marianne habe den Referendar zurück gewiesen, weil sie nur ihn allein liebe.

„Bravo, bravo, liebes Kind!“ rief er triumphirend; „Du bist eine rechtschaffene Poussade, daß Du mir nur allein angehören willst. Nun meine Freunde bin ich nicht zu beneiden? Hurrah, meine Maitresse soll leben, hoch und abermals hoch!“

Die ganze Gesellschaft brach in ein betäubendes Geschrei aus, welches in preisenden Lobeserhebungen auf Mariannes „eheliche Treue“ wie der höhnende Ausdruck lautet, endete.

Der geschmeidige Birkheim hielt es für das Gerathenste gute Miene zum schlimmen Spiel zu machen, und mit einzustimmen in

dem allgemeinen Jubel, nachdem er seine etwas mißhandelten Glieder vom Boden aufgesammelt hatte.

Neue Libationen von Champagner wurden dem weiblichen Geschlechte dargebracht.

Der Wein that endlich seine Wirkung.

Henri und der größte Theil seiner Kumpane wurden so schwer berauscht, daß dem allein nüchternen Referendar nichts übrig blieb, als sie in später Nacht mit Hülfe der Kellner sammt ihren Damen in Droschken packen und nach Hause fahren zu lassen.

LXXVIII.

Ein Gespräch und ein Gebet.

Marianne war aus der wüsten Gesellschaft zurück geblieben. Sie hatte sich geweigert mit den betrunkenen Herren in eine der Droschken zu steigen und es vorgezogen ihren eigenen Weg nach Hause zu suchen.

Um sie nicht allein gehen zu lassen, übernahm Birkheim, der jetzt ohnehin unbeschäftigt war, das Ehrenamt sie zu begleiten.

Es war lange nach Mitternacht, als Beide durch die einsamen Straßen gingen. Alles war still und menschenleer, sie stießen nur auf schnarchende Nachtwächter oder vereinzelte Spätlinge, die ebenfalls aus irgend einer Gesellschaft heimkehrten und das wandelnde Paar mit verwunderten Blicken anstarrten.

Eine geraume Zeit gingen sie schweigend neben einander her. Marianne schien zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie für eine Unterredung Sinn gehabt hätte und Birkheim fühlte sich in Folge der früheren Vorgänge doch von einer gewissen Blödigkeit befangen.

Endlich unterbrach Marianne die Stille.

Sie erwähnten bei Tische eines Herrn von Steinfort," fragte sie, „der kürzlich ein — ein — ein Mädchen geheirathet hätte, war das nur Ihr Ernst oder Ihr Scherz?"

„Gewiß mein völliger Ernst," versetzte der Referendarius, froh die peinliche Stille endlich durchbrochen zu sehen, „der Herr von Steinfort hat ein Mädchen, welche Anfangs seine Geliebte war, ganz kürzlich geheirathet."

„Können Sie mir den Namen des Mädchens nicht nennen?"

„O ja, Auguste Strohm; — nein warten Sie doch, dieser vertrakte Name hat mich schon einmal in häßliche Verlegenheit gebracht, Auguste Straß heißt sie. — Aber warum erkundigen Sie sich so genau nach allen diesen Verhältnissen," fügte der Referendar nicht absichtslos nach einer Pause hinzu.

Marianne, welche keinen Grund hatte, ihm irgend etwas zu verhehlen, erzählte ihm etwa dieselbe Geschichte, wie er sie bereits einmal aus Auguste's Munde vernommen hatte, nur das hier noch der Ausdruck eines dankerfüllten Gemüths hinzu kam. „Ich freue mich recht, daß sie jetzt so glücklich verheirathet ist," fügte sie am Schlusse ihrer Mittheilung hinzu, „sie liebte den Herrn von Steinfort von ganzem Herzen; ich möchte Sie wohl einmal in ihrem Glücke sehen, und wäre es auch nur eine Minute."

Marianne unterdrückte bei diesen Worten einen leichten Seufzer, der vermuthlich ihrer eigenen Lage galt.

Birkheim schwieg. Er hatte dies Gespräch absichtlich herbeizuführen gesucht, um wo möglich eine Annährung zwischen der jungen Frau des Lieutenants und der Marianne zu hintertreiben. So weit er die Erstere beurtheilte, konnte er sich mit einiger Bestimmtheit sagen, daß sie die ehemalige Leidensgenossin nicht wieder von sich

lassen würde. Eben so sehr fürchtete er daß der Lieutenant, wiewohl er ihn gewarnt hatte, seiner Frau nachgeben möchte, zumal es hier darauf ankam, ein Werk der Liebe zu thun und ein unglückliches Mädchen vom Untergange zu retten. Birkheim besorgte aber, wie schon einmal angedeutet worden ist, daß Mariannes Anwesenheit im Hause des Lieutenants von Steinfort ein neues Hinderniß der Versöhnung desselben mit seinem Vater werden möchte, wenn der Letztere, was sehr leicht und zufällig geschehen konnte, Mariannes frühere Verhältnisse in Erfahrung brachte. Daß dies nicht eintrete, heischte wesentlich die eigene Sicherheit des Referendar's.

Nach einer Pause augenblicklicher Ueberlegung sprach er daher, „wenn ich Ihnen rathen kann und wenn Sie Ihre Freundin lieb haben, so besuchen Sie dieselbe nicht. Sie ist jetzt ihrer früheren Umgebung entrissen und ihr Man hat den dringenden Wunsch, daß Alles vermieden werde, was an dieselbe zurück erinnern könnte. Leicht möchten Sie mit Ihrem Besuch die erste Veranlassung zum Unfrieden in dieser jungen Ehe abgeben."

Marianne begriff nur zu wohl was ihr Begleiter ihr sagte und konnte sich am Ende nicht verhehlen, daß seine Bemerkung in ihren augenblicklichen Verhältnissen begründet sei. Aber dennoch empfand sie es tief und schmerzlich, durch die Macht der Verhältnisse sogar auch von der geschieden zu werden, deren frühere Lage mit ihrem jetzigen Loose so viel Aehnlichkeit hatte.

Resignirt versetzte sie: „ich fühle, daß Sie eigentlich Recht haben, ich werde meine Freundin deshalb nicht aufsuchen."

„Sie werden daran sehr wohl thun," sagte Birkheim zur weiteren Bestärkung, „denn gewiß würde es Sie tief ergreifen, einem armen Wesen, dem nach so manchen Leiden wohl einmal ein Sonnenstrahl des Glücks zu wünschen ist, diesen aufs Neue verkümmert zu haben."

„Nein, nein," rief Marianne hierdurch innerlichst bewegt, „ich verspreche Ihnen, ich werde Sie nicht aufsuchen."

Beide waren unter diesen Verhandlungen bis vor Marianne's Thür gekommen und da der Referendar, nach der letzten Zusicherung seinen Zweck erreicht glauben durfte, so hatte er keine Veranlassung seinen müden Körper noch ferner den Wohlthaten des Bettes zu entziehen.

Er empfahl sich völlig beruhigt und eilte spornstreichs die Markgrafenstraße herunter über den Gens'darmenmarkt, durch die Charlottenstraße nach der Behrenstraße, seiner Behausung.

Der Mond leuchtete mit silberhellem Schein am dunklen Firmament. Seine Bahn bleibt seit Jahrtausenden die eine, die ewige und in unveränderter Klarheit geht er auf und unter über das dunkle Getriebe der kleinlichen Menschenwelt!

Als Marianne in ihrem einsamen Zimmer angelangt war, da fiel das ganze Gewicht ihrer entsetzlichen Lage mit neuer Riesenschwere auf ihre Brust.

Wir haben es dargestellt, wie sie theils durch eigene Scheinargumente, theils durch die Macht der Gewöhnung sich herein zu finden suchte in eine Lage, welche eine furchtbare Nothwendigkeit ihr aufdrang. Die unablässigen Vorstellungen der Rüthmann, welche bald mit Güte, bald mit Strenge auf sie einfuhr, mochten auch ein Theil dazu beitragen, daß die rauschenden Vergnügungen den Rest des sittlichen Widerstandes betäubt und gelähmt hatten.

Sie war eine femme entretenue, als solche abhängig von der Gunst und Gnade des Herrn Henri, ausgestoßen und ausgewiesen aus der bürgerlichen Gesellschaft.

Dies freilich wußte sie und mußte sie wissen. Indeß hatte doch das Verhältniß zum Herrn Henri immer noch den Schein einer

gewissen Ausschließlichkeit behauptet. Sie war dem Herrn Henri allein hingegeben, mochte vielleicht auch glauben, daß er allein nur ihr angehören wolle, und dieses Bewußtsein, welches ja in höchster geweihter Potenz eben das sittliche Moment der Ehe ausmacht, konnte vielleicht dazu dienen, ihr in ihrem Innern ein schwacher Trost gegen die öffentliche Schande zu sein. Es war am Ende eine Lüge, wenn man sie als eine öffentliche Buhlerin ansah. Sie war das Opfer eines Einzigen, diesem Einzigen verkauft, theils durch Geld, theils durch die Gewalt der Verhältnisse und würde jeden Andern zurückgewiesen haben, der ihr mit unehrlichen Absichten zu nahe getreten wäre.

Man mag dies für ein Scheinraisonnement halten und man wird vom Gesichtspunkte strenger Sittlichkeit nicht Unrecht haben. Marianne hielt sich daran, wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm greift und es zeugt für ihren moralischen Gehalt, daß sie eines solchen Strohhalms begehrte, statt sich unthätig versinken zu lassen, in dem Schlamm der Gemeinheit.

Der heutige Abend hatte nun aber auch diese Illusion zerstört. Die furchtbaren Worte mit welchen ihr Verführer sie waarenmäßig feil bot an den Referendarius, gellten noch jetzt in ihren Ohren. Sie wurde wirklich als ein Gemeingut aller Wüstlinge angesehen und der, an den sie sich halten mußte, weil sie durch seine eigne Schändlichkeit auf ihn angewiesen war, dieser selbst stieß sie hohnlachend in den Abgrund bodenloser Verworfenheit.

Marianne fühlte es klarer als je, daß sie in eine Tiefe des menschlichen Elends versunken sei, aus der eine Selbstrettung ihr für alle Zukunft unmöglich werden müsse. Der Referendar hatte Recht, sie konnte und durfte es sich niemals einfallen lassen, bei ihrer glücklicheren Freundin Eingang zu suchen. Mit welcher Miene sollte

sie, die Gefallene, vor der Aufgerichteten hintreten? Was konnte sie zu ihrer Entschuldigung anführen', das nicht auch eben so sehr Anklage gegen sie geworden wäre? Verzweiflung bemächtigte sich ihrer; jetzt dachte sie daran ihrem jammervollen Leben ein Ende zu machen. Nur ein Rest von religiöser Ueberzeugung verhinderte sie in diesem Augenblick, denn ihre Leiden waren groß genug, um alle Feigheit', welche sie vielleicht früher zurück gehalten haben mochte, zu überwinden.

Weinend warf sie sich in voller Kleidung auf ihr Lager, Gott im heißen Gebet anflehend, sie sterben zu lassen.

Der Tröster aller Leidenden, der milde Traumgott, machte endlich jenem aufrichtig gemeinten Gebet ein Ende.

LXXIX.

Die Entdeckung.

Die Erschöpfung des vorhergehenden Tages war so groß gewesen, daß Marianne tief in den Tag hinein schlief.

Das sonntägliche Geläute der Kirchenglocken erweckte sie aus ihrem mehr betäubenden, als erquicklichen Schlummer.

Traurig erhob sie sich von ihrem Lager.

Sie fühlte in ihrem Innern einen unwiderstehlichen Drang zum Gotteshause. Aber durfte sie, die zu den Verworfenen gehörte, sich dem Tempel des Herrn nahen? Und doch wäre sie so gern gegangen, zu sehen, ob sie dort Trost und Beruhigung für ihren Seelenschmerz finden werde.

Sie zauderte eine Sekunde im unentschlossenen Ueberlegen, da drang wie mit Donnerstimmen das Verdammungsurtheil des Gefängnißpredigers in ihr Ohr zurück. Schon damals war es über sie, die Unschuldige ausgesprochen, wie sollte sie die wirklich Gesunkene, jetzt auf Gnade und Barmherzigkeit hoffen können? Mit welchem

Gewissen sollte sie überdies an geweihter Stätte den Allmächtigen um Vergebung ihrer Sünden anzurufen wagen, wegen deren sie ja nicht einmal denken konnte, ihr sündiges Leben aufzugeben, ohne auch der gefürchteten Zucht des Arbeitshauses zu verfallen

Sie sah keine Rettung! Die Geistlichkeit und die Polizei waren es selbst, welche sich zwischen sie und die Kirche stellten; von der Seite innerer Gewissenspflicht die eine, von der Seite bürgerlichen Fortkommens die andere, dort gestützt auf fanatischen Eifer, hier auf eine harte Gesetzesvorschrift.

Mit trüben Blicken trat sie an das Fenster, wehmüthig auf die glücklichen Schaaren herunter blickend, welche mit andächtigen Sonntagsmienen, die zierlichen Gesangbücher in den Händen, den Weg zum Gotteshause dahin wandelten.

Hier ein ehrbarer Handwerker in langer Gewandung, neben sich die wohlbeleibte Ehehälfte, auf dem Kopf die Haube mit riesigen Schleifen; dort eine jugendlich, kräftige Jungfrau, geschmückt mit dem Besten aus Schrank und Komode, sittig des Weges wandelnd, oder flüchtig seitwärts blickend, ob gehoffter und gefürchteter Begleitung; zum dritten der reiche Kaufherr mit mächtigem Embonpoint, behängt mit Ketten und Ringen, den reichlichen Gaben des Merkurs, die ernsten Mienen in andächtig-stolze Falten gelegt; endlich die Schaaren der lärmenden Jugend vergebens gemahnt und geordnet von dem strengen Worte des gebietenden Pädagogen.

Zwischen den bescheidenen Fußgängern rollten die stolzen Carossen, ihre vornehmen Insassen im schnellen Lauf zur Kirche führend. Es war Mode geworden, den Gottesdienst zu celebriren und der Mode beugt sich, was da lebt und webt auf Erden. Aber die Leute machten langweilige Gesichter hinter dem Sammt und Seide; es wäre ihnen lieber gewesen, hätte ein Ball gewinkt oder ein Diner, oder ein Souper.

Und so füllten sich auch heute in der sonntäglichen Morgenstille die Straßen der großen Residenz — die irdischen Interessen wichen den höheren. Es war nicht der Geist des Handels und Wandels, der die Massen belebte, es war der Geist, der im unwillkürlichen Schauer auch die rohesten Naturen ergreift, sie niederbeugend vor einem höheren Wesen.

Auch die junge Frau von Steinfort zog es zur Kirche. Sie fühlte das Bedürfniß, Gott für das unverdiente Glück, welches ihr zu Theil geworden war, ihr Dankopfer darzubringen. Ihr Mann begleitete sie auf diesem Wege.

Im Begriff sich nach der böhmischen Kirche zu begeben, gingen Beide an Marianne's Hause vorüber. Auguste sah zufällig empor und erblickte die Erstere, welche sich eben die quellenden Thränen von den Augen trocknete. Marianne bemerkte den Blick und trat scheu vom Fenster zurück; aber Auguste hatte sie erkannt und der einzige Blick genügte, ihr die ganze Lage des Mädchens klar zu machen. Die Lage der Wohnung, Mariannes Anzug, die reichen Drapirungen der Fenster sagten es ihr mit Blitzesschnelle, daß ihre unglückliche Freundin dort hinab gesunken sei, von wo ein guter Genius sie selbst eben errettet hatte. Da sie Mariannes Verhältniß genau kannte, so mochte sie es sich leicht sagen, daß dieselbe demselben Geschick, wie einst sie selbst, dem Kampfe mit dem materiellen Elend, erlegen sei.

Auguste machte sich die heftigsten Vorwürfe darüber, sich in ihrer glücklichen Lage nicht mehr um das Loos ihrer armen Freundin gekümmert zu haben. Indeß noch am Morgen hatte sie derselben gedacht, und sich darum beunruhigt, welches ihre augenblickliche Lage sein möge. Sie hatte ihre Gedanken, wie immer, ihrem Manne vertraut und ihm die Bitte ausgesprochen, selbst nach dem Mädchen umher zu forschen, um es seiner gewiß drückenden Noth zu entreißen.

Steinfort, welcher durch Birkheim bereits wußte, in welchen Verhältnissen Marianne sich befinde, war dadurch in einige Verlegenheit gerathen. Er mochte seinem geliebten Weibe diese Bitte, welche ein neuer Beweis für ihre Herzensgüte war, nicht abschlagen und doch schien es ihm nicht wohlgethan zu sein, eine Zeugin aus dem früheren Leben seiner Frau bei sich aufzunehmen. Er hatte sich allerdings, wie wir wissen, vorgenommen, die Armuth und das Unglück zu studiren und wo er konnte zu helfen; aber er fühlte sich nicht stark genug, für die offene, wenn schon unverschuldete Schande als Beschützer aufzutreten. In Bezug auf seine Frau hatte ihn die Liebe dazu vermocht, aber auch hier dachte er sich sein künftiges Leben so, daß durch seine Verbindung mit dem Weibe seiner Wahl ein Vorhang über die ganze Vergangenheit gezogen werde, den Niemand lüften solle. Jetzt trat sie ihn selbst an, eine Zeugin ihrer früheren Schande, und augenblicklich gleicher Schande verfallen, bei sich aufzunehmen. Dies war es gerade, was er nicht gewähren wollte; denn Marianne ihrer Schande zu entreißen, sie in unabhängige Lage zu bringen, nahm er keine Minute Anstand. Er würde dies sogleich nach den Mittheilungen des Referendars gethan haben, wenn er nur gewußt hätte, wie er es vor seiner Frau verbergen sollte, oder wenn er sicher gewesen wäre, sie nicht gerade darauf bestehen zu sehen, daß Marianne in seinem Hause Aufnahme finde. Vorläufig hatte er die gewöhnliche Ausflucht aller schwankenden Charactere ergriffen, das heißt, eine augenblicklich beschwichtigende, jedoch ihn im Grunde zu nichts verpflichtende Antwort gegeben. Auffallend war es, daß er seiner Frau, seine Meinung nicht geradezu heraus sagte, indem er ihr die Lage ihrer Freundin mittheilte. Es mochte indeß wohl sein, daß er hiervon durch ein gewisses Bewußtsein seiner Schwäche, vielleicht auch durch die Besorgniß, seine Frau durch die nahe liegende Nutzanwendung

auf ihre eigene Vergangenheit zu kränken, abgehalten wurde. So anerkennenswerth aber auch diese Rücksichten waren, so hätte er seinen eigenen Zwecken doch vielleicht durch unverholene Offenheit mehr genützt. Es muß nämlich bemerkt werden, daß Augustes Vorsatz, ihrer unglücklichen Freundin sich anzunehmen, durch die augenblickliche Entdeckung, auf das Entschiedenste an Festigkeit gewann; dennoch aber scheute sie sich ihren Mann von der neuen Wahrnehmung in Kenntniß zu setzen. Sie meinte es ihm wohl zumuthen zu können, der hungernden, unschuldigen Marianne einen Zufluchtsort zu gewähren, ob aber auch der gefallenen, wußte sie nicht. Sie konnte zwar keinen Grund auffinden, der sich hier genügend entgegen stellen sollte, doch fühlte sie sich durch eine unerklärlose Scheu gebunden und beengt. Offenbar wurde aber auch sie von einer gleichen, wenn schon entgegengesetzten Rücksichtsnahme geleitet als vorher ihr Mann. Es war die dunkle Furcht, in seinen Augen eine Schuld, der sie selbst einmal verfallen gewesen war und über welche er großherzig hinweg geblickt hatte, geringer anzusehen, als es nach dem ihr inne wohnenden sittlichen Bewußtsein geschehen durfte und wirklich der Fall war.

Es läßt sich im Allgemeinen nicht leugnen, daß die zarten Rücksichten, welche sowohl Steinfort auf seine Frau, wie diese auf ihn nahm, Beiden zur besonderen Ehre gereichten.

Sie gaben ein Zeugniß für das innige Herzensverhältniß, welches zwischen dem Ehepaar herrschte, und wodurch jeder bewogen wurde, Alles das ängstlich zu vermeiden, was auch nur möglicherweise Anlaß zu Mißverständnissen und dadurch zum Kummer hätte werden können.

Augenblicklich hatte dies freilich auch zur Folge, daß Auguste schweigend an dem Fenster ihrer Freundin vorüber ging, ohne ihr die hülfreiche Hand entgegen zu strecken. Sie getröstete sich indeß,

daß aufgehoben ja nicht aufgeschoben sei und es ihr bei weiterem Nachdenken gewiß gelingen werde, einen geeigneten Weg aufzufinden, die Unglückliche, dem Verderben zu entreißen, sie wohl gar noch in ihrem eigenen Hause aufgenommen zu sehen. Sie nickte bei diesem Gedanken fast trotzig mit dem kleinen Köpfchen, als wollte sie sagen: „ich müßte doch eine schlechte Evatochter sein, wenn ich weniger vermöchte als jede andere junge, von ihrem Manne geliebte Frau."

Steinfort hatte zufällig nach einer entgegengesetzten Seite geblickt und von dem ganzen Vorgange nichts wahr genommen. Der Weg zur Kirche wurde ohne Verzögerung fortgesetzt.

Ende des fünften Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Geheimnisse von Berlin Aus den Papieren eines Berliner Kriminalbeamten

Bd.: 5

Berlin 1844

P.o.germ. 430 gp-4/6

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108547-8